

Prolog

September 1847

Herbst.

Nebelschwaden hingen über dem Friedhof. Hartnäckig umhüllten sie Grabstein um Grabstein, krochen zwischen den mächtigen, alten Bäumen hindurch und legten eine sanfte Decke über das feuchtnasse Gras. Die Welt schien still zu stehen. Kein Vogelgezwitscher und keine Stimme waren zu hören, kein Rascheln störte die Stille. Die Natur erstarrte.

Eine kleine Gestalt kauerte inmitten dieser sich zur Ruhe legenden, herbstlichen Natur. Jonah. Er schien ebenso leblos wie seine Umgebung. Seine Hände hatte er vor sein Gesicht gedrückt. Seinen Kopf hielt er gesenkt. Nur sein herzerreissendes Schluchzen durchbrach die Stille der Natur. Und seine dicken, hinabkullernden Tränen hinterliessen dunkle Flecken auf dem grauen Stein, der vor ihm im Gras lag.

Wie lange er wohl schon vor dem Grab kniete? Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Er wusste nicht, ob es Morgen oder Abend war. Er wusste auch nicht, ob es kalt oder warm war oder ob er Hunger hatte oder nicht. Der Schmerz verdrängte alles. Er war überall, in jeder Ecke und in jeder Zelle seines Körpers. Unerbittlich nistete er sich in ihm ein und schien ihn von innen aufzufressen. Langsam und qualvoll.

Ein rotgelbes Blatt fiel vor seinen Augen von der knorrigen Eiche, an dessen Stamm das neu gravierte Grab gelehnt war, herab. Das Blatt tanzte farbenfroh im Wind hin und her, ehe es auf den Boden glitt und dort liegen blieb. Für immer. Genauso wie das bunte Leben der Familie Wyler vor ein paar Wochen stehen geblieben war. Die frohen, leuchtenden Blätter waren leblos geworden. Die Äste waren nun kahl.

Jonah wusste aber, dass auch der Winter irgendwann einmal vorübergehen würde. Er wischte sich sanft die Tränen aus dem Gesicht. Der Schmerz durfte einfach nicht Überhand nehmen. Langsam erhob er sich und küsste den Grabstein. Dann ging er durch den Nebel dem eisernen Eingangstor des Friedhofs entgegen.

1

„Jonah, wo bleibst du denn? Essen ist fertig.“ Schon von Weitem erkannte Jonah die Stimme seiner Mutter. Sie war schon, seit er denken konnte, singend und hoch. Manchmal ähnelte sie gar den zwitschernden Vögeln, die zu dieser Jahreszeit aus dem Süden zurückkamen und den lang ersehnten Frühling einläuteten.

Eilig klappte Jonah ein winziges, mit Leder überzogenes Büchlein zu, schob es in seine Mappe und schnappte sich seine Tasche, die neben ihm auf der Bank lag. Wie lange er wohl hier auf dem Dorfplatz gesessen hatte? Verträumt hatte er nach der Schule die ersten Sonnenstrahlen in diesem Jahr genossen. Der Frühling liess dieses Jahr wieder einmal auf sich warten. Seine Klassenkameraden hatten ihn sofort nach Schulschluss umzingelt und zum Ballspiel aufgefordert. Er war mit Abstand der Beste. Dank seiner schlaksigen Postur fing er nahezu jeden Ball, und alle wollten ihn in der Mannschaft haben. Trotzdem wies er seine *Chawerim* heute zurück. Es war nicht so, dass er keine Lust hatte, aber er wollte den ersten Frühlingstag einfach alleine geniessen. Mit Papier und Stift hatte er versucht, dieses Gefühl der erwachenden Natur und des Frühlings festzuhalten und hatte darüber wohl die Zeit vergessen.

„Jonah, kommst du endlich?“ Mutters Stimme erklang bereits ein wenig höher, was ein typisches Zeichen für ihre schwindende Geduld war. Zum Glück lag das Haus der Familie Wyler nur ein paar Schritte vom Dorfplatz entfernt. Schnell erreichte Jonah daher die beiden braunen Türen des Doppeltürhauses. Im linken Türrahmen lehnte ein eher älterer Herr. Sein Gesicht war gekennzeichnet von harter, jahrelanger Arbeit. Nur selten hatte Jonah bisher ein Lächeln im Gesicht von Joseph Bucher gesehen und das, obwohl seine und Jonahs Familie schon viele Jahre Tür an Tür im selben Haus wohnten. Dass ihr Haus zwei Eingänge hatte, ging auf eine Bestimmung zurück, wonach Juden und Christen in Lengnau nicht unter einem Dach wohnen durften. Diese Bestimmung wurde oft umgangen, indem Juden bauwilligen Christen Kredite gewährten und danach einen Hausteil mieteten.

Auch heute spürte Jonah schon beim Betreten des kleinen, beschaulichen Vorgartens den stechenden Blick des Alten. „Sag deiner Mutter gefälligst, sie soll doch nicht durchs halbe Dorf schreien. Die mit ihrer Entenstimme!“, grummelte Bucher durch seinen Bart. Jonah würdigte ihn keines Blickes, denn er war es leid, sich mit dem griesgrämigen Herrn Nachbar zu unterhalten. Wortlos trat er in die

rechte Seite des Hauses und versetzte der Türe einen etwas zu heftigen Stoss, sodass Buchers „Hast du gehört?“ glücklicherweise übertönt wurde.

Jonah setzte sich zu seiner Familie an den gedeckten Tisch. Buchers anstachelnde Bemerkung behielt er besser für sich. Heute war schliesslich der letzte Abend des siebentägigen *Pessachfestes*. Da wollte er die Stimmung nicht trüben. Seine Mutter hatte bereits die *Mazze* aufgetischt und seine beiden kleinen Schwestern beklagten sich zum siebten Mal in Folge über das ungesäuerte Brot: „Mutter, ich mag immer noch keine *Mazze*, obwohl ich sogar probiert habe. Warum können wir nicht normales Brot essen?“ Während die Mutter den Kleinen geduldig die Bedeutung des *Pessachfestes* erklärt, wandte sich Vater Wyler zu Jonah: „Begleitest du mich heute Abend zum *Jiskor*-Gebet in die Synagoge?“ Jonah freute sich über die Einladung und bejahte sofort. Sein Vater und er hatten selten Zeit füreinander, weil Samuel Wyler als Viehhändler oft den ganzen Tag von Hof zu Hof reiste und im Herbst gar weit entfernte Märkte besuchte. Jonah hatte ihn in den vergangenen Monaten auch schon begleitet und wusste, dass sein Vater viele Geschäfte und intensiven Handel treiben musste, um die Familie über Wasser halten und das Schulgeld für Jonahs Fortbildungsschule zahlen zu können. Mit seinen sechzehn Jahren besuchte Jonah das letzte Jahr dieser weiterführenden Schule, die die Juden ins Leben gerufen hatten, die aber auch Christen zugänglich war.

Die Synagoge war an diesem Abend bis auf den letzten Platz gefüllt. Wieder einmal mehr ein Zeichen, dass es Zeit wurde, dass die neue Synagoge endlich eingeweiht würde. Der neue, rötliche Bau erhob sich bereits in einer beachtlichen Grösse auf der gegenüberliegenden Seite des Dorfplatzes. Im August sollte er dann endlich fertiggestellt sein. Die zwei nahmen nebeneinander Platz und gedachten zusammen mit der gesamten Gemeinschaft der Verstorbenen. Noch konnte Jonah nicht ahnen, dass er nächstes Jahr nicht nur seiner Grosseltern, sondern auch noch eines weiteren Verstorbenen gedenken würde.

2

Sonnenstrahlen.

Jonah schlug die Augen auf. Das grelle Licht blendete ihn. Trotzdem breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus. Heute sollte es ein schöner Frühlingstag werden. Die Vögel zwitscherten bereits in aller Früh, und Jonah hörte das Klappern von Geschirr aus der Küche. Nur schade, dass heute Sonntag und nicht *Schabbes* war. So blieb wohl kaum Zeit für einen wunderschönen Familienspaziergang, da sich Samuel Wyler in all den Gasthäusern in Lengnau herumtreiben musste, um einen möglichen Handelspartner zu finden. Die Christen waren nach ihrer Sonntagsmesse immer äusserst guter Laune und offen für dieses oder jenes Geschäft.

Eigentlich waren die Christen im Dorf nette und angenehme Leute, dachte Jonah. Nur der Nachbar Bucher und eine Hand voll eingesessener Familien konnten ihnen, den Juden, das Leben manchmal zur Hölle machen. Noch während Jonah mit verschränkten Beinen auf dem Bett sass und wieder einmal verträumt in alle Himmelsrichtungen blickte, drang Geschrei an seine Ohren. „Du freches Ding! Was fällt dir ein?“ Buchers plärrende Stimme riss Jonah aus seinen Gedanken. Was war jetzt schon wieder los? Jonah sprang ans halb geöffnete Fenster.

„Ich stricke doch nur.“ Saras Stimme zitterte und sie war den Tränen nahe. Trotzdem fuhr Bucher mit seinem anklagenden Geschrei fort. „Ihr Judengesindel, immer dasselbe mit euch.“ Jonah konnte nicht länger mitansehen, wie seine kleine Schwester von ihrem gemeinen Nachbarn beschimpft und bedroht wurde. Sie war doch noch ein kleines, unschuldiges Kind, das das Stricken über alles liebte und am liebsten Kleidchen für seine Puppe herstellte. Sie hatte das Handwerk unglaublich schnell gelernt und war mit ihren sieben Jahren bereits sehr geschickt mit den beiden Nadeln.

Doch all das interessierte Bucher selbstverständlich nicht. Gestützt auf seinen Stock humpelte er den überwucherten Gartenweg entlang und wettete eifrig weiter. „SONNTAG! Was verstehst du daran nicht?“ Er betonte dabei jede einzelne Silbe, als wäre die arme Sara schwerhörig. Doch Sara konnte schlicht noch nicht wissen, dass der christliche Ruhetag der Sonntag war und dass es der liebe Herr Nachbar mit der Einhaltung dieses Sonntags ziemlich genau nahm. Für Jonah und seine Familie bedeutete das eine grosse Einschränkung, denn laut christlichen Regeln war es ihnen verboten, jegliche öffentliche Arbeit zu

verrichten. Doch nun schluckte Jonah seinen aufsteigenden Ärger hinunter und trat schützend und bestimmt vor seine Schwester.

Er wollte gerade mit gefasster Stimme seinen Nachbarn höflich zurückweisen, als sein Vater aus der Türe trat. Wutschnaubend und mit hochrotem Kopf stiess er Jonah unsanft zur Seite, sodass dieser beinahe über die unterste Treppenstufe stolperte. Jonah ahnte, dass sein Vater seine Wut wohl nur schwer unter Kontrolle behalten würde und rappelte sich sofort wieder auf.

„Sie Mistding! Was fällt Ihnen ein, an solch einem sonnigen Morgen meine Kleine zu belästigen?“ Samuel Wylers Stimme bebte vor Wut. Mit seinem langen schwarzen Mantel und seinem Hut trat er geradezu in einer bedrohlichen Weise immer näher an Joseph Bucher heran. Bucher hob seinen Stock gegen Jonahs Vaters Brust und zeterte: „Wie oft muss ich deiner Judenfamilie noch sagen, dass ihr unseren Sonntag wie euern dreckigen Sabbat zu ehren habt? Kennt ihr Pfarrer Bröchims Regeln immer noch nicht?“

Jonah wusste sehr wohl, was diese „Regeln“ beinhalteten. Von Regeln konnte eigentlich auch gar nicht die Rede sein. Vielmehr hatte der katholische Pfarrer eine Liste voller Verbote für die jüdische Gemeinschaft im Dorfe aufgestellt. Ob Wäsche waschen, stricken, im Garten arbeiten oder schlachten - alles war den Juden am Sonntag oder an christlichen Feiertagen untersagt. Auf Seite der Christen hingegen hiess es, dass Bröchims Regeln nur dem friedlichen Zusammenleben zweier unterschiedlicher Glaubensgemeinschaften dienten und die Juden in keiner Weise einschränkten.

Mit einer heftigen Handbewegung befreite sich Samuel Wyler von Buchers Gehstock, der drohend vor seinem Gesicht herumschwirrte. „Regeln nennen Sie das, *Goi*? Ich nenne es eine Frechheit! Es ist in keinem Wort, nicht in einem einzigen erwähnt, dass Sie etwa unsere Bräuche und unsere Menschen zu achten und berücksichtigen hätten.“ Seine Gesichtsfarbe wurde noch röter, sodass sie bereits mit reifen Tomaten konkurrenzierte.

Das war kein gutes Zeichen. Jonah wusste nur zu gut, wie sehr sich sein Vater bei Streitigkeiten mit dem Herrn Nachbarn entrüsten konnte. Gerade letzte Woche war es gar zu Handgreiflichkeiten gekommen. Als Jonah nach der Schule nach Hause gekommen war, hatte er seinen Vater mit blutender Nase am Küchentisch vorgefunden. Deshalb zögerte Jonah nun keine Sekunde länger und ging mit selbstbewussten Schritten von der Treppe auf die beiden Herren zu. Mit beiden Händen versuchte er die beiden Streithälse voneinander zu trennen und stellte

sich schützend in die Mitte. Jonah war der ruhige Pol der Familie, behielt stets einen kühlen Kopf und verlor selten die Kontrolle. Auch jetzt probierte er seinen tobenden Vater zu beruhigen, indem er mit ruhigen, jiddischen Worten auf ihn einredete. „*Menuuche* Papa! Bucher ist doch *meschugge*.“

Samuel Wyler liess sich nur schwer beruhigen, doch schliesslich stampfte er, immer noch sichtlich erregt, ins Haus zurück. Unterdessen hatte sich Jonah dem alten Bucher zugewandt, um ihm seine Meinung zu sagen. Doch dieser brach nur in Gelächter aus und zog schnaubend in Richtung Kirche.

Jonah war erleichtert. Das war gerade noch einmal gut ausgegangen. Wer weiss, wie die beiden Männer miteinander umgegangen wären, wäre Jonah nicht gleich zur Stelle gewesen. Zuzutrauen wäre den beiden Streithähnen auf jeden Fall alles. Er wollte soeben die Haustüre öffnen, als er von der linken Haustürseite eine zarte, weibliche Stimme vernahm: „Danke!“ Blitzschnell drehte Jonah den Kopf, doch er sah nur noch die Haustür ins Schloss fallen.

Jonahs gute Laune, die er kurz nach dem Aufwachen verspürt hatte, war verflogen. Auch die Sonne hatte sich inzwischen hinter dunklen Wolken versteckt.

Schatten.

3

Liebes Tagebuch

17. April 1847

Heute haben wir in der Schule mit dem Studium der Thora begonnen. Das war echt spannend. Nur der Herr Lehrer hatte wohl wieder mal einen schlechten Tag erwischt. Gleich drei meiner Mitschüler hat er heute gezüchtigt. Jakob hatte einen Moment zu lange aus dem Fenster gestarrt, anstatt seine Arbeit zu verrichten. Elias hatte seinen Füllfederhalter vergessen. Und Joschah hatte eine komplett falsche Antwort gegeben. Alle drei wurden vor den Augen der Klasse geschlagen. Danach verliess der Herr Lehrer einfach das Klassenzimmer mitsamt seiner Mappe und tauchte nicht wieder auf. Diese Zustände sind echt schrecklich. Langsam verstehe ich, weshalb uns die jüdische Schulpflege zum Besuch des Lehrerseminars ermuntert. Dann könnten endlich wieder „rechte“ Lehrer angestellt werden.

Auf jeden Fall durften wir so früher nach Haus gehen, was alle sehr freute. Wir rannten die Strasse hinunter, vorbei an meinem Zuhause, in Richtung Dorfplatz. Ballspielen war angesagt. Wir hatten so unheimlich viel Spass. Und fast alle meine Würfe waren präzise.

Auf dem Heimweg dann passierte etwas Seltsames. Ich war gerade beim Postgebäude, als ich Verena erblickte. Die fünfzehnjährige Tochter des Nachbarn Bucher. Obwohl wir seit Jahren Tür an Tür wohnen und fast gleich alt sind, kennen wir uns kaum. Mit gesenktem Kopf und ohne mich zu bemerken, steuerte sie geradewegs auf die Post zu. Unter dem Arm trug sie eine Hand voll weisser Briefe. Ich blieb stehen und wartete ab. Warum ich nicht geradeaus weitergegangen bin, weiss ich bis jetzt nicht. Plötzlich blieb sie stehen und hob den Kopf. Und dann war es wieder da, das zarte, weibliche Stimmlein, das ich gestern an der Tür gehört hatte.

„Danke!“ Nur das eine Wort. Dann lange Stille. Ich überlegte, ob ich das Schweigen durchbrechen sollte, doch erstens war ich zu scheu und zweitens war Verena christlich. Und zudem noch die Tochter des „Erzfeinds“. Christen und Juden unterschiedlichen Geschlechts wurden nicht gerne zusammen gesehen. Denn am Ende galt: Juden heiraten Jüdinnen und die Christen Christinnen.

„Es tut mir leid, dass mein Vater deine kleine Schwester angefahren hat. Er hat sich in letzter Zeit nicht mehr unter Kontrolle. Ist verbittert geworden.“ Verenas flüsternde Worte rissen mich aus meinen Gedanken. Mein Eingreifen sei mutig gewesen. Sie selbst hätte stumm hinter den Gardinen gesessen und gezittert vor Angst. Ebenso ihre Mutter.

Ich weiss nicht weshalb, aber auf irgendeine Weise berührten mich ihre Worte. Verena sprach so ehrlich und offen mit mir. Trotzdem brachte ich immer noch kein Wort über die Lippen. Ich merkte, wie sie daher unsicher wurde und beschämt den Kopf senkte. „Ich hätte dies nicht tun sollen“, murmelte sie. Sie wollte soeben die Türklinke der Poststube fassen, als ich ihr hinterherrief, sie habe alles richtig gemacht. „Danke“ war mein letztes Wort. Dann drehte ich mich um und lief mit grossen Schritten nach Hause.

Auf Mutters Frage, wo ich denn so lange gesteckt hätte, antwortete ich nicht. Ich musste zuerst meine Gedanken neu ordnen und all das Geschehene niederschreiben.

Ich frage mich gerade selbst, weshalb mich diese scheinbar unbedeutende Begegnung mit einem „normalen“ Christenmädchen so sehr beschäftigt.

Normalerweise bin ich nicht ein Junge, der einen zweiten Blick für ein Mädchen verschwendet. Ich bin sowieso zu scheu und zurückhaltend, um ein weibliches Wesen überhaupt anzusprechen. Meine Mama lacht manchmal, dass ich in meiner eigenen Welt lebe und stundenlang aus dem Fenster schaue, ohne mich nur einen Millimeter zu rühren. Doch ich brauche diese Ruhe und diese Möglichkeit, mich zurückzuziehen und meinen Gedanken nachzuhängen.

Auch Träume sind so etwas Wunderbares. Man kann sich seine eigene kleine Welt malen und sich in den buntesten Farben Geschichten ausdenken. Zum Beispiel ein beschauliches Dorf auf dem Land, mit alten Bauernhöfen soweit das Auge reicht, Kühen, die auf den grünen Wiesen friedlich grasen und lautstark um die Wette muhen, stahlblauer Himmel und wärmende Sonnenstrahlen, die in der Nase kitzeln, der Geruch von frisch gemähtem Gras in der Luft und der Klang der raschelnden Blätter im Ohr. Dazu gehört auch ein friedlich zusammenlebendes Volk: Kinder, die zusammenspielen und wetteifern, sowie Erwachsene, die sich lächelnd grüssen und ein paar Worte austauschen.

Eigentlich so wie in Lengnau. Für mich ist dieses Bauerndorf einer der schönsten Flecken, auch wenn ich bisher noch nicht viel weiter als bis an die Messen in Baden und Zurzach gekommen bin. Nur funktioniert das mit dem friedlichen Zusammenleben hier in Lengnau leider nicht wirklich. Uns Juden wird das Leben tagtäglich zur Hölle gemacht. Ein paar eingesessene, christliche Familien haben es auf uns abgesehen. Nichts können wir ihnen recht machen. Immer sind wir die Sündenböcke!

Tut mir leid, Tagebuch. Ich wollte nicht so in Rage geraten. Du weißt doch, dass ich ein friedliebender Mensch bin. Aber wenn ich täglich mitansehen muss, wie sich Bucher und mein Vater in die Haare geraten, staut sich in mir Wut an.

Und jetzt schwirrt mir ausgerechnet noch Buchers Tochter im Kopf herum. Warum ausgerechnet sie, da ihr Vater uns Juden doch so herablassend behandelt?

Dein Jonah

6. August 1847

Vormittags um neun Uhr versammelten sich sämtliche jüdischen Gemeindeglieder, die Schuljugend, die Musiker und der Sängerkhor im Gemeindehaus. Auch Jonah und sein Vater waren dabei. Seit einiger Zeit sangen die beiden nämlich im jüdischen Chor. Die rund fünfzehn Männer und Knaben probten einmal pro Woche in der Schulstube. Heute aber herrschte Ausnahmestimmung. Feststimmung. Der Tag, auf den die jüdische Gemeinschaft so sehnsüchtig gewartet hatte, war endlich gekommen.

„Eröffnung der Synagoge in Lengnau“, so stand es auf dem kleinen Programmheftchen, das Jonah in den Fingern hielt. Nach zwei langen Baujahren hatte das neue Gotteshaus vor ein paar Wochen die letzten Feinschliffe erhalten und erstrahlte nun königlich in seinem rötlich schimmernden Kleid. Das neue Gebetshaus war um ein Vielfaches grösser als sein Vorgänger. Geradezu majestätisch erhob es sich am Rande des Dorfplatzes und zeigte somit, dass die Juden auch ein Teil von Lengnau waren. Die ersten Juden lebten nämlich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts hier in Lengnau. Mit der Zeit kamen immer mehr Juden ins Surbtal, und seit 1776 durften sie sich überhaupt nur noch in Endingen und Lengnau niederlassen. Nirgendwo anders in der Eidgenossenschaft; so stand es im Schirmbrief des Landvogtes von Baden. Die Christen hatten die Juden aber nicht mit offenen Armen empfangen. Anfangs wollte man sie mit allen Mitteln loswerden und machte ihnen das Leben schwer, doch der Landvogt von Baden schützte sie.

Jonahs Blick fiel auf die Vorderseite der neuen Synagoge. „Mein Haus wird ein Bethaus genannt für alle Völker.“ Auf diese Aufschrift, die oberhalb des Eingangsportals erstrahlte, war Jonah besonders stolz. Er hoffte, dass sich auch Bucher und die anderen judenfeindlichen Lengnauer baldmöglichst diesen Spruch zu Herzen nehmen würden.

Während Jonah noch nervös von einem Bein aufs andere trat, kam plötzlich Hektik auf im Gemeindehaus. Die Leute hetzten umher wie wilde Hühner, Fahnen wurden in die Höhe gestemmt und das Stimmengewirr war unerträglich laut. Schliesslich hatte sich ein Festzug gebildet, an dessen Spitze die Musiker in ihren herausgeputzten Uniformen standen. Knapp dahinter folgten Samuel und Jonah Wyler, die nochmals leise die Worte des Eröffnungsgesanges vor sich hin

murmelten: „Baruch schenathan Thora leammo Israel bikduschato.“ – „Gelobt sei, der das Gesetz gegeben seinem Volke Israel in seiner Heiligkeit.“

Der lange Festzug setzte sich in Bewegung und die Menschen sangen lautstark die Melodien des Chores mit. Überall, wo man hinblickte, sah man lachende Gesichter und glückliche Menschen nebeneinander. Jonah stellte zufrieden fest, dass sogar Christen neben Juden hergingen und gemeinsam diesen Festtag zu geniessen schienen. Menschen winkten aus den mit Blumen geschmückten Fenstern heraus, als der Zug vorbeiging und applaudierten kräftig. Auch Sara und Jente standen am Gartenzaun und wetteiferten, wer von ihnen wohl zuerst den grossen Bruder Jonah inmitten der Massen erspähen würde. Obwohl die beiden später in der Synagoge nicht zugelassen waren, hatten sie sich unglaublich auf diesen Tag gefreut. In aller Früh bereits hatte es an diesem Morgen leise an Jonahs Tür geklopft. Sie könne nicht mehr schlafen, hatte die erst vierjährige Jente mit weinerlicher Stimme gesagt, und Jonah hatte sie sofort tröstend in den Arm genommen und unter seine warme Bettdecke gepackt. Am Morgen dann hatte Mutter den beiden Süssen die Haare zu Zöpfen geflochten, und sie durften ihre schönsten Kleidchen anziehen.

Nun riss Jente Sara am Arm und zeigte mit ihrem Finger wie wild auf die vorbeiziehende Menschenmasse. In diesem Moment erblickte auch Jonah seine beiden Schwestern und winkte ihnen herzlich zu. Was für ein toller, gelungener Tag, dachte Jonah, als sich auch noch die Sonne zwischen den grauen Wolken zeigte. Die Synagoge war nur noch wenige Schritte entfernt, doch Jonah merkte, dass sein Vater neben ihm unruhig wurde. Ständig griff sich Samuel Wyler an seinen schwarzen Hut und drehte den Kopf verstohlen nach rechts und links. Was ihn wohl in diesem Moment so stark beschäftigte? Auch Jonah blickte vorsichtig um sich, konnte jedoch nichts Aussergewöhnliches entdecken. Als sein Vater nun auch noch leise vor sich hinzuschnauben begann, zögerte Jonah nicht länger und fasste seinen Vater energisch am Arm. „Was *krechzest* du?“ Stumm streckte Samuel Wyler seine Hand in Richtung Dorfplatz, auf welchem sich etliche Menschen dicht an dicht tummelten. Da erspähte Jonah einen grossen Karren, der sich einen Weg durch die Massen zu bahnen versuchte. Fragend blickte er zu seinem Vater hoch. „Siehst du es nicht? Siehst du IHN nicht?“, zischte Wyler durch seine Zähne. Ein leiser Verdacht stieg in Jonah auf. Was, wenn der Nachbar Bucher die Feier zu stören versuchte? Es war ja klar, dass ihm diese Feier ein Dorn im Auge war. Er hatte bereits während der ganzen Zeit der Errichtung dagegen gewettert. Eine Frechheit sei es, das jüdische Gotteshaus ins

Zentrum des Dorfes zu stellen. Lengnau sei immer noch ein christliches Dorf, da gehöre sicherlich keine zweite Synagoge hin.

Nach dem zweiten Mal hingucken gab es für Jonah keine Zweifel mehr. Der kleine, bucklige Mann mit einem Karren voller Mist, den er gemütlich hinter sich herzog, war Joseph Bucher. Vom faulen Geruch der Gülle, der nun überall in der Luft lag, wurde Jonah beinahe übel. Er hielt sich schützend seine Hand vors Gesicht und atmete nur noch flach durch den Mund. In Samuel Wylers Körper zogen sich alle Muskeln zusammen; auf seinem Gesicht lag ein angespannter Blick, wie ihn Jonah noch selten bei seinem Vater bemerkt hatte. „Vater, bleib ruhig. Beachte ihn nicht!“, raunte Jonah.

Die Synagoge war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Frauen hatten wie üblich ihre Plätze auf der Empore eingenommen, und die Männer sassen dicht gedrängt auf den neuen, dunkelbraunen Holzbänken im Mittelschiff. Man hätte meinen können, auch die neue Synagoge sei schon wieder zu klein. Der funkelnde Kronleuchter hing von der Decke herab und brachte den ganzen Innenraum zum Leuchten und Strahlen. Wunderschöne Malereien und Ornamente zierten die Wände und die Decke.

Nachdem der Rabbiner die letzten Worte an alle Beteiligten gerichtet und sich bei allen fürs Kommen und Mitfeiern bedankt hatte, stimmte der Chor das letzte Lied an. „Wir geben Gott die Ehre und den Preis.“ Die Worte kamen Jonah federleicht über die Lippen, und alle Sorgen schienen wieder vergessen. Trotzdem warf er beim Verlassen der Synagoge einen prüfenden Blick über den inzwischen leeren Dorfplatz, aber kein Bucher weit und breit. Die aus der Synagoge strömenden Leute schlossen sich schnell zu kleinen Gruppen zusammen und machten sich zum gemeinsamen Essen auf. Die Wylers waren bei einer befreundeten Familie, die oberhalb der Post wohnte, eingeladen. Familie Bloch hatte ebenfalls drei kleine Kinder, und Frau Bloch und Jonahs Mutter trafen sich oft zum Wäsche waschen am Bach oder im Waschhaus. Blochs gehörten zu den ärmeren Juden in Lengnau. Als Hausierer verdiente Herr Bloch nur knapp genug Geld, um seine Kinder und seine Frau zu versorgen. Trotzdem war es für die Blochs eine Selbstverständlichkeit, Jonahs Familie zum Mittagessen einzuladen. Man half sich oft gegenseitig und bot Unterstützung an, wenn Not am Mann war.

Die beiden Familien verbrachten den ganzen Nachmittag zusammen. Während die Kinder sich um Jonah scharrten und jeder mit ihm spielen wollte, diskutierten die Eltern angeregt bei einem oder auch zwei Gläsern Wein und erzählten sich

Anekdoten aus ihrer Kindheit. Erst, als es bereits zu dämmern begann, machten sich die fünf Wylers auf den Heimweg.

5

Die Müdigkeit nach so einem langen, aufregenden Tag war bei allen zu spüren. Sara und Jente schiefen beinahe im Stehen ein und konnten ihre Augen nur noch mit Mühe offen halten. Sie waren extrem anhänglich und klagten ununterbrochen, dass sie müde seien. Jente stolperte gar beinahe über ihr Röckchen. Zum Glück konnte Mutter sie auffangen, bevor die Kleine noch in Tränen ausgebrochen wäre. Aber auch Jonah musste auf dem Heimweg herzhaft gähnen und freute sich auf sein Bett. Bei Samuel Wyler hingegen war keine Spur von Müdigkeit festzustellen. Munter erzählte er Witz um Witz, schwankte dabei etwas hin und her – etwas *angeschickert* vom vielen Wein – und lachte aus vollem Hals. Seiner Frau war weniger zum Scherzen zu Mute, und sie zog ihren Mann immer wieder verlegen am Arm. Er solle doch nicht so einen Lärm machen zur nächtlichen Stunde. Was wohl die Nachbarschaft sonst wieder denken sollte.

Zum Glück war bei den Buchers schon alles dunkel. Kein einziges Öllämpchen brannte mehr hinter den Fenstern, und es war im Haus keine Bewegung auszumachen. Gott sei Dank, dachte Jonah, das hätte ihnen gerade noch gefehlt, wenn Bucher vor dem Haus herumgelungert hätte. Die fünf Wylers betraten ihre Hausseite und berührten alle beim Eintreten die *Mesusa* am rechten Türpfosten, als Zeichen der Dankbarkeit für die neue Synagoge und den wunderbaren Tag, den sie verbringen durften.

Auch im Haus der Familie Wyler erlosch ein Licht um das andere. Nur dasjenige auf dem Küchentisch flackerte noch in hellem Schein und warf Schatten auf das Gesicht von Samuel Wyler. Gestützt auf seinen Arm, beobachtete er nachdenklich das Treiben der Flamme. Seine Wut über Buchers Auftritt am Morgen war immer noch nicht verflogen. Es war nicht das erste Mal gewesen, dass Bucher den Mist für seine Hühner bei seinem Freund, dem Meier, zufällig an einem Sabbatmorgen oder gar an einem jüdischen Feiertag abgeholt hatte und damit munter durchs ganze Dorf stolziert war.

Samuel Wyler konnte nicht mehr länger still sitzen. Auch bei ihm machte sich die Müdigkeit langsam bemerkbar. Vielleicht sollte er noch frische Luft schnappen

gehen und sich danach hinlegen. Still und klar war die Nacht. Sterne leuchteten vom Himmel. Doch nach Sternegucken war Wyler jetzt nicht. Im Gegenteil: Als er den Vorgarten betrat, da kam sie wieder, die Wut. Still und heimlich nahm sie ihn ganz in ihren Besitz, und Wylers Anspannung stieg ins Unermessliche.

Ohne zu wissen, wie er eigentlich zum linken Hauseingang gekommen war, klopfte er auch schon energisch an die schwere Holztür. Im selben Moment verschwand der Mond hinter einer grossen Wolke, und Wyler war in vollkommene Dunkelheit eingehüllt. Doch im Gegensatz zu seinem Sohn liebte er die Nacht. Sie brachte etwas Geheimnisvolles mit sich, das sich wie ein Schleier über Häuser, Dörfer und Felder legte. Jonah behagte die Dunkelheit, seit er ein kleiner Bub war, nicht. Er war ein Träumer und ein Entdecker, den die Natur und die Menschen um ihn herum faszinierten. Manchmal fragte sich Samuel Wyler, warum er und sein Sohn so wenige Gemeinsamkeiten hatten. Nicht einmal äusserlich glichen sich die beiden besonders. Er schwarzes Haar, Jonah braunhaarig. Er braune Augen, Jonah grün-blaue. Und trotzdem sollte es eines Tages Jonah sein, der sich für Vieh interessieren, nach Schulabschluss von ihm das Handwerk des Händlers lernen und sein Werk weiterführen würde.

Hinter Buchers Türe rührte sich nichts. Kein Licht flackerte auf. Enttäuscht, aber nicht minder wütend schlurfte Samuel Wyler zurück ins Haus. Dann eben würde der Alte Wylers Meinung erst am nächsten Morgen – in aller Früh natürlich – zu hören bekommen. Und morgen war Sonntag.

Der stolze Hahn der Familie Wyler krächte wie jeden Tag pünktlich um sechs Uhr. Samuel Wyler blinzelte und öffnete Sekunden später die Augen. Die letzten, dumpfen Schläge der Glocken der St. Martinskirche erklangen fern von der anderen Seite der Surb und erinnerten Wyler sofort wieder an sein Vorhaben. Leise schlich er sich aus dem winzigen Schlafzimmer. Wenn er seinen Plan durchziehen wollte, durfte seine Frau bloss nicht aufwachen. Sie war die friedlichste und geduldigste Person, die er kannte. Keinem Menschen konnte sie ein Haar krümmen, und wenn sie lachte, ging jedes Mal die Sonne auf. Sie schätzten sich gegenseitig, und Samuel Wyler war froh, dass sie zuhause immer alles unter Kontrolle hatte, sodass er sich während seiner Abwesenheit keinerlei Sorgen machen musste.

Jetzt stand er wieder vor der Tür des Nachbarn, die Hand erhoben zum Anklopfen. Samuel Wyler atmete ein letztes Mal durch, verdrängte die Gedanken an seine wunderbare Frau, die ihn in diesem Moment sicherlich zurückgehalten hätte, und konzentrierte sich auf das Wesentliche. Das Poltern

hinter der Haustür kam näher. Samuel Wyler spürte sein pochendes Herz und wie sich sein Puls um mindestens das Dreifache steigerte.

„Guten Morgen, Herr Nachbar!“ Buchers rauchige Stimme klang erstaunlicherweise freundlich. „Wie kann ich behilflich sein?“ Samuel Wyler liess sich von diesem unerwarteten Gesäusel nicht aus der Ruhe bringen und verbarg jegliche Emotionen. „Können Sie mir erklären, was Sie gestern Morgen auf dem Dorfplatz zu suchen hatten? Können Sie mir sagen, weshalb Sie unsere Synagogenfeier mit Ihrem dreckigen, verfluchten Mist zu stören hatten?“

Bucher kratzte sich nachdenklich an seiner knolligen Nase, bevor er zischte, dass der Dorfplatz ein öffentlicher, christlicher Ort sei, auch wenn er von Judenhäusern umgeben sei und dass er angeblich gar nichts von irgendeinem Festakt gewusst hätte. „Nichts gewusst? Erzähl das deinem lieben Gott nachher in der Kirche!“ Samuel Wylers Stirn legte sich in Falten. Wollte ihn dieser armselige, kleine Mann etwa zum Narren halten? Doch Bucher war nach Wylers Kommentar über Gott nicht mehr zu halten. Sein Unterkiefer bebte bedrohlich und seine Augen verschmälerten sich. „Seit ihr Juden, ihr Drecksjuden, hierhergekommen seid, hat sich Lengnau verändert. Ihr habt meinem kleinen Dorf die Schönheit geraubt! Und jetzt pflanzt Ihr ausgerechnet diesen hässlichen, abscheulichen Bau mitten in das Dorf. Jetzt kommst du und klagst wegen meiner mickrigen Mistladung. Findest du das gerecht?“

Samuel Wyler platzte beinahe vor Wut. Seine Nasenflügel zitterten, Schweissperlen glänzten auf seiner Stirn, und seine Arme fuchtelten wie wild in der Luft herum. Er taumelte etwas und schien sich vor lauter Erregung nur noch mit Mühe auf den Füsse zu halten. „Wenn wir Ihre Osterprozession nur in geringster Weise stören würden, stünden wir allesamt vor dem Richter. Nennen Sie das gerecht? Und ausserdem sollten Sie besser einmal dankbar dafür sein, was wir Juden Ihnen hier im Surbtal gebracht haben. Wer ermöglichte Ihnen als Kreditgeber, dieses Doppelhaus zu bauen? Ganz genau, mein Vater! Ohne ihn würden Sie wohl in irgendeinem Schuppen hausen.“ Da schnitt ihm Bucher schroff das Wort ab: „Dein Vater war um einiges freundlicher als du.“

„Ich dachte, Sie hassen alle Juden aus blossem Prinzip!“ Samuel Wyler schnappte nach Luft. Sein Atem ging nur noch schwer, und die Farbe wich ihm immer mehr aus dem Gesicht. „Luft. Ich brauche Luft“, dachte er in Panik. Nur noch verschwommen nahm er Buchers Stimme wahr. „... raus... Mistjuden... verlogenes Volk...“ Er unternahm einen letzten Versuch, ein Wort über die Lippen zu bringen und nach Luft zu schnappen. Doch dann verlor er das

Gleichgewicht, ruderte wie wild mit den Armen und fiel auf den Rücken. Alles wurde schwarz, und Bucher erstarrte mitten in seinem Satz mit offenem Mund.

Noch während Joseph Bucher versuchte zu verstehen, was gerade passiert war, und sich vor Schock nicht rühren konnte, rannte seine Tochter an ihm vorbei und kniete sich neben Samuel Wyler nieder. Sie zitterte vor Angst am ganzen Körper und ihre Lippen bebten. Trotzdem versuchte sie ruhig und gefasst, Wylers Puls abzutasten und seinen Atem zu hören. Gott sei Dank, er atmete, wenn auch nur schwach und in kurzen Stößen. Verena wusste, dass sie sofort Jonah holen musste. Ihr Vater schien immer noch wie erstarrt. Sie würdigte ihn keines Blickes; er würde nur ihre Wut, die sie krampfhaft unterdrückte, wieder entfachen.

Mit beiden Fäusten hämmerte sie gegen die Tür. Dass die ganze Familie nichts vom Streit gehört hatte, erstaunte Verena. Die sind wohl gestern erst spät nach Hause gekommen. Nach dem ersten Schrei ihres Vaters hatte sie nämlich hinter dem Fenster gesessen und die hitzige Diskussion zusammen mit ihrer Mutter ängstlich mitangehört. Frauen hatten ja nichts zu sagen. Verena hatte nur einmal mitansehen müssen, wie ihre Mutter eine Ohrfeige kassiert hatte; das hatte ihr gereicht.

Endlich! Jonah öffnete die Tür mit verschlafenen Augen. Doch sein schläfriger Blick wandelte sich blitzschnell in Neugier und Unruhe. Noch bevor Verena ihm die Situation erklären konnte, hatte Jonah schon seinen regungslos am Boden liegenden Vater auf der anderen Gartenseite erspäht. „Der hat es verdient! Er, der immer meint, er sei im Recht.“ Bucher war inzwischen aus seiner Starre erwacht und anstatt zu helfen, wettete er weiter. Derweilen drückte Jonah die Hand seines Vaters. „Vater? Tatte? V-A-T-E-R?“ Doch Samuel Wyler zeigte keine Reaktion auf die verzweifelten Rufe seines Sohns. Jonah brach in Tränen aus und legte seinen Kopf auf Vaters Brust. Da spürte er eine Hand auf seinem Rücken, die ihn mit feinen Bewegungen zu beruhigen versuchte. „Komm wir bringen deinen Vater in eure Wohnung. Dort wird er sich bestimmt wieder erholen. Er atmet doch.“ Verenas leise Worte weckten neue Hoffnung in Jonah. Gemeinsam mit seiner Mutter, die völlig aufgelöst herbeigeeilt war, und Verena versuchten sie, Samuel Wyler so sachte wie möglich in die Wohnung zu tragen.

Verena zog sich danach leise und unauffällig zurück. Nicht einmal Jonah bemerkte ihr Verschwinden. Sie schämte sich abgrundtief, dass ihr Vater Jonahs Familie ins Unglück und Leiden gestossen hatte. Wäre sie nicht schon wach gewesen, hätte ihr Vater Herr Wyler wohl noch im feuchten Gras liegen gelassen.

„Wird Vater wieder gesund?“, stotterte Sara unter Tränen und klammerte sich noch fester an Mutters Beine. Ihre Augen waren bereits rot und geschwollen vom vielen Weinen. Jonah nahm Jente in den Arm. „Warum schläft Vater? Es ist doch schon bald Mittag.“ Ihre unschuldige Stimme zerriss ihm fast das Herz. Wäre er doch nur auch noch so klein. Dann könnte er in diesem Moment auch denken, dass sein *Tatte* nur tief schlief.

6

Jonah wich nicht von seines Vaters Seite. Stunde für Stunde kniete er am Bettrand und hielt dessen Hand. Sie fühlte sich ganz schlaff und leblos an, doch Jonah wollte die Hoffnung nicht aufgeben, dass sein Vater wieder die Augen aufschlagen würde. Seine Mutter eilte ununterbrochen zwischen Küche und Schlafzimmer hin und her, brachte Wasser für Jonah, wechselte das kühlende Tuch auf der Stirn ihres Mannes aus und versuchte, die beiden Mädchen abzulenken und möglichst fern von ihrem Vater zu halten. Schliesslich sah Jonah ein, dass seine Mutter am Ende ihrer Kräfte und ihrer Geduld war. Um für sie Hilfe zu holen, beschloss er, zu Familie Bloch zu eilen.

In diesem Moment, als Jonah bereits unter der Türschwelle des Schlafzimmers stand, bewegte sich etwas in Vaters Bett. Erleichterung durchströmte Jonahs Körper, und blitzschnell beugte er sich wieder über seinen Vater. „Vater? Hörst du mich?“ Anstatt einer Antwort spürte er wie seine Hand sachte umschlossen wurde. Jonah glaubte gar ein Lächeln auf dem Gesicht seines *Tatte* zu erkennen; seine Augen hingegen blieben weiter geschlossen. Mit der anderen Hand strich Jonah sanft über den Kopf seines Vaters. Wie ruhig und zufrieden er doch vor ihm lag, dachte Jonah. Eine Träne kullerte dabei aus seinem rechten Auge und lief ihm über die Waage, doch er wischte sie nicht weg.

Plötzlich bewegten sich Samuel Wylers Lippen. Jonah war sich sicher, dass sein Vater etwas sagen wollte, doch er schaffte es einfach nicht, seine Lippen genug zu öffnen. Aber sein Vater kämpfte. Seine Stirn lag in Falten, seine Mundwinkel verzogen sich und auch sein Händedruck wurde immer stärker. „Du schaffst das, Vater!“ Sekunde um Sekunde verstrich, während Jonah geduldig wartete. Er hoffte, seine Mutter würde nur nicht hereinkommen und diesen besonderen Moment zwischen ihm und seinem Vater stören.

Für einen Bruchteil einer Sekunde schlug Samuel Wyler die Augen auf: „*Masetow, Jonah!*“ Da waren sie, die Worte, auf die Jonah so sehnsüchtig gewartet hatte. Viel Glück, Jonah! Seine Tränen flossen in Strömen, und doch war er tief in seinem Herzen glücklich. Er wünschte, er hätte diesen Moment für immer einfangen können. Zärtlich küsste er seinen Vater auf die blasse Stirn. Er wusste, dass sein Vater nicht wiederkommen würde. Er spürte es in seinem Herzen. Mit diesen Worten hatte er sich von Jonah verabschiedet, ihm Glück gewünscht für seine Zukunft und ihn ermuntert, für die Familie zu sorgen, wie er es getan hatte. Ich werde mein Bestes geben, flüsterte Jonah seinem Vater zu.

Als seine Mutter ins Zimmer gerannt kam, hatte Samuel Wylers Herz bereits aufgehört zu schlagen. Sie brach völlig in sich zusammen. Sie schrie und weinte, ihr braunes Haar war zerzaust, ihre rote Bluse von Tränen durchnässt und sie zitterte am ganzen Leibe. Jonah zog sich zurück. Er wusste, seine Mutter würde etwas Zeit alleine brauchen, um sich zu verabschieden und um begreifen zu können, was passiert war.

Danach bereiteten Jonah und seine Mutter die *Mechile Braje* vor, die Totenabbittung. Zusammen legten sie Samuel Wyler auf Stroh zwischen den beiden Betten auf dem Boden. Die Mutter verhüllte den Spiegel über der Waschkommode mit einem schwarzen Tuch, während Jonah seinen Vater mit einem weissen Leinentuch bedeckte. Die Trauernden aus der Familie und dem Dorfe, Freunde und Bekannte würden in den nächsten Tagen zu Samuel Wylers Füßen niederknien und diese umfassen. Mit diesem Brauch bitten die Trauernden um Vergebung für all das Unrecht, das sie dem Verstorbenen während seiner Lebenszeit zugefügt haben.

Heute würde wohl niemand mehr kommen, dachte Jonah. Die Nachricht vom Tod seines Vaters musste sich zuerst verbreiten. Er selbst würde morgen früh zum Rabbiner gehen, denn nun hatte es bereits beträchtlich eingedunkelt.

Klopf, klopf. Wer wohl um diese Uhrzeit noch klopft? Hatte denn möglicherweise schon jemand aus dem Dorf von Vaters Tod erfahren? Vorsichtig und neugierig zugleich öffnete Jonah die Tür einen Spalt breit. Was er dann erspähte, hätte er nie und nimmer erwartet. Die zierliche Verena stand mit gesenktem Kopf verlegen vor ihm und trat nervös von einem Fuss auf den anderen. Ihre Arme hatte sie dicht um den eigenen Körper geschlungen, und Jonah erkannte sofort, dass sie sich alles andere als wohl in ihrer Haut fühlte. Ständig warf sie einen nervösen Blick auf die linke Seite des Hauses, als wäre sie auf der Flucht.

Jonah fragte sich, ob er sie hineinbitten sollte. Aber obwohl sie seinem Vater geholfen hatte, war und blieb sie eine Christin. Bevor Jonah seine Gedanken richtig ordnen konnte, hatte Verena mit dünner Stimme zu sprechen begonnen. „Wie geht es deinem Vater?“ Jonah musste seine Ohren spitzen, um ihre scheue Frage zu verstehen. Sollte er ihr die schreckliche Nachricht verkünden? Er betrachtete Verena schweigend, die bereits wieder den Kopf gesenkt hielt. Sie hatte die Wahrheit verdient. Es war nicht ihre Schuld. Sie hatte ihr Bestes getan, ohne zu zögern.

„Er schläft. Für immer.“ Jonahs Worte trafen Verena mitten ins Herz. Sie sackte vor der Haustür zusammen und weinte bittere Tränen. Wie sie so da sass, wie ein Häufchen Elend, hätte Jonah sie am liebsten in den Arm genommen. Doch er wusste nicht wie, wusste nicht, ob er sie überhaupt berühren durfte. Hilflos betrachtete er die Tomaten und Sträucher im Garten. Verena stemmte sich vom erdigen Boden hoch, murmelte ein „Tut mir leid Jonah“ und rannte los. Sie rannte aus dem Garten heraus, weg von ihrem Haus und ihrer Familie, tief in die dunkle Nacht hinein.

Jonah schloss die knorrige Tür, doch ehe er Mutter mitteilen konnte, wer geklopft hatte, stürmte er bereits wieder aus dem Haus hinaus. Nach der Gartentür bog er rechts ab und folgte dem breiten Weg zum Wald, den auch Verena eingeschlagen haben musste. War sie verrückt geworden, nachts alleine aus dem Dorf zu hasten? Sie könnte sich verlaufen, im Wald Tieren begegnen oder hinfallen und sich den Knöchel verletzen. Die Nacht war voller Gefahren. Jonah hatte sie daher noch nie geliebt. Trotzdem rannte er nun Richtung Wald, umgeben von Dunkelheit. Warum er dies tat, wusste er selbst nicht genau.

7

Liebes Tagebuch

August 1847

Ich weiss nicht mehr, wie lange ich im Wald gesessen habe, eine gefühlte Ewigkeit bestimmt. Meine Beine und Füße waren kalt, mein Oberkörper hat gezittert und meine Zähne haben vor Kälte geklappert. Es war stockdunkel um mich herum, kein Licht weit und breit. Nur Geräusche. Sie drangen von allen Seiten an meine Ohren heran. Ein Rascheln dort, ein Knacken hier. Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Deshalb bin ich schliesslich nach Hause gerannt,

obwohl ich Verena nicht gefunden hatte. Nun sitze ich, immer noch zitternd und nach Luft ringend, auf meinem Bett.

Hoffentlich hat sich Mama nicht zu viele Sorgen gemacht, als ich wegrannte. Sie ist mit ihren Nerven am Ende und in den nächsten Tagen wird noch so viel auf sie zukommen. Und die beiden Kleinen machen es ihr auch nicht leicht. Ich hoffe, sie kann stark sein, aber sie braucht mich. Genau gleich, wie sie meinen Vater gebraucht hat. Er gab ihr immer die nötige Ruhe und Besonnenheit im Alltag und unterstützte sie bei so vielen Dingen

Ich fühle mich schrecklich leer. Mein Leben wird nicht mehr so sein, wie es noch vor ein paar Tagen und Wochen war. Vater wird fehlen. Für immer. Er hinterlässt eine riesengrosse Lücke in unserer Familie, die schwer zu schliessen sein wird. Ich werde nun die Aufgabe haben, die Rolle meines Vaters so gut wie möglich zu übernehmen und meine Familie zu ernähren. Dabei bin ich doch gerade erst sechzehn Jahre alt geworden und besuche noch die Schule. Doch dies wird wohl auch nicht mehr möglich sein, denn wir brauchen Geld. Ich werde mich wahrscheinlich als Viehhändler versuchen müssen. Das war der letzte Wunsch meines Vaters – „Masel tow, Jonah“ – und ich werde alles unternehmen, damit er stolz auf mich sein könnte. Doch im Moment weiss ich einfach nicht wie. Ich bin hilflos überfordert, ganz durcheinander und sitze alleine in meinem Zimmer mitten in der Nacht.

Aus meinen Augen schiessen Tränen und kullern über meine Wangen bis zu meinem Mund. Sie schmecken salzig. Eigentlich bin ich kein Mensch, der seine Gefühle offen zeigt, obwohl mich viele Dinge sehr berühren. Am liebsten bin ich mit meinen Gefühlen allein und vertraue sie nur dir an, Tagebuch. Und dass ich gar weinen muss, ist eh eine Seltenheit.

Und Verena, ich habe sie nicht finden können. Ich mache mir Vorwürfe, dass ich sie einfach davonrennen liess. Was, wenn ihr etwas passiert ist? Aber ich habe alles abgesucht. Jede verflixte Stelle, die ich in diesem Waldstück kenne, habe ich durchstreift. Hinter jeden Baum habe ich geschaut, in jedes Erdloch bin ich hinabgestiegen und jede angrenzende Wiese habe ich durchkämmt. Sie kann doch nicht vom Erdboden verschluckt worden sein. Hoffentlich ist sie nicht irgendwo hingefallen und hat sich den Knöchel verstaucht.

Ich frage mich, was mir dieses Mädchen überhaupt bedeutet. Denn eines ist sicher: Grundlos bin ich ihr gewiss nicht in die dunkle Nacht hinein gefolgt. Meine *Chawerim* würden jetzt wohl heimlich tuschelnd behaupten, ich sei verliebt und

könne meinen Blick nicht von ihr lassen. Doch ich bin mir sicher, dass es nicht Liebe ist. Ich spüre viel mehr ein riesengrosses Vertrauen zwischen uns zwei und... Hoffnung. Wir verstehen uns, ohne jemals länger miteinander gesprochen zu haben. Und wir beide scheinen für das Gleiche einzustehen: für Frieden und Gleichberechtigung unserer zwei Familien!

Ich werde mich morgen um Verena kümmern. Vielleicht ist sie ja schon lange zuhause.

Gute Nacht und bis bald, Tagebuch!

Dein Jonah

8

Es war der erste Tag nach Samuel Wylers Tod. Auch Sara und Jente wussten inzwischen vom Tod ihres Vaters, auch wenn die beiden natürlich nicht verstanden, dass sie nie mehr mit Vater spielen konnten. „Jetzt musst du unser Vater sein“, meinte Sara und schaute mit ihren Kulleraugen zu Jonah auf. Jente klammerte sich derweilen an Jonahs Beinen fest und es schien so, als wollte sie ihn nicht mehr loslassen. Jonah hätte seinen Schwestern diesen Wunsch gerne erfüllt, doch heute musste er seine Mutter unterstützen. Er hatte ihr angeboten, zum Rabbiner zu gehen und diesen über den Tod seines Vaters in Kenntnis zu setzen.

Zum Glück hatte Lengnau seit 1823 einen eigenen Rabbiner. Sonst hätte Jonah wohlmöglich nach Endingen oder gar nach Tiengen oder Stühlingen auf der rechten Rheinseite marschieren müssen. Wolf Dreyfuss, der Lengnauer Rabbiner, wohnte direkt am Surbufer. Jonah rief seiner Mutter in der Küche zu, dass er nun weggehe, und verliess das Haus mit grossen Schritten. Beinahe hätte er so den kleinen, weissen Zettel übersehen, der mit einem Steinchen beschwert, mitten im Vorgarten lag. Jonah stoppte abrupt und bückte sich mühsam. Sein ganzer Rücken schmerzte von der letzten Nacht im Wald, und Schlaf hatte er ebenfalls kaum gefunden.

Vorsichtig faltete Jonah das zerknitterte Papierstück auseinander und entzifferte mit zusammengekniffenen Augen die unbekannte, schnörkelige Schrift:

„Bleib stark, Jonah! Du kannst alles schaffen, wenn du daran glaubst. V.“

Jonah musste die Nachricht zweimal lesen. Er war erleichtert, dass es Verena gut ging. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht steckte er den Zettel sorgfältig in seine Hosentasche und schritt mit grossen Schritten die Strasse hinunter. Verenas kleine, unscheinbare Nachricht hatte Jonah wieder neue Kraft gegeben, und er glaubte fest daran, seine Pflichten an diesem Tag meistern zu können.

Schon von weitem sah er das Haus des Rabbiners. Wolf Dreyfuss sass wie fast jeden Morgen auf seiner Bank vor dem Haus und liess den Tag auf sich wirken, wie er zu sagen pflegte. „*Schulächem* Jonah!“, rief er Jonah zu. „Wie geht es dir?“ Als er aber Jonahs niedergeschlagenen Gesichtsausdruck erkannte, sprang er sofort auf. „Hast du *Zore*?“ Jonah konnte beim Anblick des fürsorglichen Rabbiners seine Tränen, die er unbedingt unterdrücken wollte, doch nicht zurückhalten. „*Raw* Dreyfuss, mein *Tatte* ist gestorben.“

Wolf Dreyfuss nahm Jonah spontan in den Arm und drückte ihn herzlich. Er hatte *Rachmones* mit Jonahs Familie, die er schon lange sehr gut kannte. Jonah vergrub sein Gesicht tief in den Armen von Wolf Dreyfuss. Langsam ging sein Weinen in ein Schluchzen über. „Er ist einfach zusammengebrochen. So plötzlich und ohne jegliche Vorzeichen. Und dann lag er auf der Wiese, und wir haben ihn ins Haus getragen. Verena, das christliche Nachbarsmädchen, hat geholfen.“ Der Rabbiner nickte verständnisvoll. Er wusste, wie der Tod eines geliebten Menschen die ganze Familie von einem auf den anderen Tag auf den Kopf stellen konnte. Nichts war mehr, wie es einmal war.

„Er ist nochmals aufgewacht und hat sich von mir verabschiedet. Drei Worte hat er gesagt. Genau drei. Die werde ich nie mehr vergessen. *Masel tow*, Jonah. Dann ist er nicht wieder aufgewacht.“ Jonah musste leer schlucken. Sein abwesender Blick wanderte in die Ferne und blieb an einem Vogel hängen, der sich eben auf einem schief hängenden Ast niedergelassen hatte. Frei wie ein Vogel, dachte er. So musste es seinem Vater wohl nun hoch oben im Himmel ergehen. Wie es wohl dort oben war? Jonah war sich sicher, dass man ein Gefühl völliger Schwerelosigkeit und Leichtigkeit spürte.

Während Jonah noch tief in seinen Gedanken versunken war und vor sich hin fantasierte, verschwand Wolf Dreyfuss im Haus und kam mit einem dicken, schwarzen Buch zurück. „Trauer braucht Zeit, und diese Zeit darf sich jeder Mensch nehmen. Ich will dich jetzt auch nicht in deiner Trauer stören Jonah, aber wir sollten ein paar Kleinigkeiten für die Beerdigung regeln.“ Jonah blickte mit verquollenen Augen zu Rabbiner Dreyfuss auf. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er sich nicht für seine Tränen schämte.

Einfühlsam erklärte ihm Wolf Dreyfuss, was nun alles auf ihn und seine Familie zukommen würde. In einer Woche sollten die Trauerfeier und das anschliessende Begräbnis auf dem Friedhof stattfinden. Jonah könne wählen, wo auf dem jüdischen Friedhof sein Vater begraben werden sollte. Er sei auch bis auf weiteres von den täglichen Gebeten in der Synagoge befreit, damit er sich in Ruhe mit dem Tod seines geliebten Vaters auseinandersetzen könne. Jonah nickte nur stumm und stiess einen tiefen Seufzer aus. Er fühlte sich klein und schwach und war nicht fähig klar zu denken. Ausgerechnet er, der immer zu den hellsten Köpfen im Unterricht zählte, Arbeiten mit Erfolg bestand und stets ruhig und gelassen war. Doch der Macht der Trauer konnte selbst Jonah sich nicht entziehen. Der Tod seines Vaters, diese schmerzliche Wahrheit, holte ihn überall ein.

Als sich Jonah erheben wollte, streckte ihm Rabbiner Dreyfuss eine schneeweisse Kerze entgegen. „Das Licht soll die Seele deines Vaters symbolisieren. Stellt die Kerze neben ihm auf.“ Dankend nahm Jonah das Geschenk entgegen. Rabbiner Dreyfuss war wirklich ein sehr einfühlsamer Mann. Selbst in den schlimmsten Stunden strahlte er Ruhe und Gelassenheit aus und spendete allein durch seine Anwesenheit und beruhigende Art Trost.

Der Besuch beim Rabbiner war nur der erste von vielen an diesem Tag. Die ganze *Mischpoche* musste schliesslich vom Tod des Vaters erfahren. Und die *Mischpoche* von Jonah war nicht klein. Samuel Wyler hatte mehrere Schwestern und Brüder, und auch seine Mutter kam aus einer kinderreichen Familie. Am Wochenende standen daher oft Besuche bei den Verwandten in der näheren Umgebung an. Jonahs Mutter war im Nachbardorf Endingen aufgewachsen. Sie hatte Samuel Wyler „irgendwo in der Natur“ kennengelernt – genaueres wusste Jonah nicht dazu. Überhaupt hatten seine Eltern ihm nur wenig über ihre Jugend und Kindheit, geschweige denn ihre Beziehung erzählt. Dies lag vermutlich daran, dass die leidenschaftliche Liebe den beiden mehr Probleme als schöne Momente beschert hatte. Die Lengnauer und Endinger Juden konnten sich nämlich schon seit langer Zeit nicht ausstehen. Daher war eine Hochzeit zwischen Endinger und Lengnauer Juden gar nicht gern gesehen.

Jonah hatte dies lange Zeit nicht begreifen können. Liebe sollte doch grenzenlos und unabhängig von der Herkunft zwischen allen Menschen möglich sein. Er konnte immer noch nicht verstehen, dass Menschen derselben Religion, die nur eine Marschstunde voneinander weg wohnten, so verschieden denken konnten. Aber erst vor wenigen Wochen hatte Jonah diese Feindschaft wieder

mitbekommen. Auf dem Vorplatz der Synagoge schnappte er ein Gespräch älterer Herren mit Hut auf. Es sei eine schamlose Frechheit, die Lengnauer Juden als geldgieriger und weniger fromm zu betiteln, hatte der eine von ihnen geflücht. Und der andere hat ihm nickend beigepflichtet: „Die Endinger Juden glauben wieder einmal die gläubigsten und frömmsten zu sein.“ Kopfschüttelnd war Jonah weggelaufen.

Trotzdem musste sich Jonah nun wohl oder übel nach Endingen begeben. Der *Mischpoche* seiner Mutter wollte er die traurige Nachricht überbringen, sowie einer Freundin seiner Mutter. Der Fussmarsch ins Nachbardorf führte ihn über staubige Felder, saftig grüne, mit Blumen geschmückte Wiesen, durch ein kleines Waldstück und entlang der rauschenden Surb. Jonah war sich das Marschieren gewöhnt. Er liebte es, Spaziergänge in der Natur zu machen und die Düfte und Geräusche von Tieren und Pflanzen zu riechen und zu hören. Doch auf dem Weg nach Endingen war Jonah mit seinen Gedanken für einmal nicht bei den Hasen, Rehen und Bäumen, sondern bei der Beerdigung seines Vaters. Auf seinem Weg kam er nämlich am neuen Judenfriedhof vorbei, der genau in der Mitte zwischen Endingen und Lengnau lag.

Hohe, steinige Mauern umgaben den Friedhof, und riesige, alte Bäume ragten darin in die Höhe. Im Innern wucherte das Gras und zahlreiche Grabsteine standen kreuz und quer. Für Jonah war der Friedhof ein geheimnisvoller Ort. Er war ein Ort, wo Leben und Tod nahe zusammenlagen.

Sein Vater hatte Jonah erzählt und erklärt, dass man die toten Verwandten ursprünglich auf einer Insel im Rhein beerdigt hatte. Der Transport dorthin sei immer äusserst mühsam und lang gewesen. Mit Fährschiffen mussten die Leichen auf die Insel gebracht werden. Und im Sommer kam noch der üble Gestank hinzu. Als der Platz auf der idyllischen Insel immer knapper geworden und die Insel vermehrt überflutet worden sei, hätten sich die Juden rund um seinen Grossvater für einen neuen Friedhof ausgesprochen. Seit fast hundert Jahren ruhten die Verstorbenen nun auf dem Friedhof zwischen den beiden Dörfern Lengnau und Endingen. Selbst die alten Gräber waren von der Insel auf den neuen Friedhof gebracht worden. Jonah fragte sich bis heute, wie dies möglich gewesen war.

Während er so nachdachte, erinnerte er sich an unzählige, weitere spannende Dinge, die ihm sein Vater erzählt hatte, als er klein war. Seine Lieblingsgeschichte war immer diejenige über den „Zwetschgenkrieg“ gewesen. Immer und immer wieder musste sein *Tatte* ihm erzählen, wie im Herbst 1802 die christlichen

Bauern aus den Nachbardsdörfern nach Endingen und Lengnau gekommen waren. Rücksichtslos hatten sie die Juden misshandelt, ihre Häuser geplündert und alles, was ihnen in den Weg gekommen war, zerstört – auch die reifen Früchte an den Zwetschgenbäumen. Doch an diesem Tag hatten die Juden auf die Hilfe der Surbtaler Christen zählen können. Frauen und Kinder der Juden mitsamt mit ihren Habseligkeiten und ihrem Vermögen hatten in den Häusern der Christen Unterschlupf gefunden. Auch der christliche Pfarrer Treyer hatte versucht, die Meute zu beruhigen und von ihrem Vorhalten abzubringen. Genau das liebte Jonah an dieser Geschichte: Christen und Juden hatten sich in der Not geholfen und so einen grösseren Schaden verhindern können.

Vor lauter Erinnerungen verging die Zeit wie im Flug, und die ersten Bauernhäuser von Endingen kamen immer näher. Die Kühe grasten auf den Feldern, ein Hofhund bellte und fauchte ihn an, als sei er ein Eindringling, und die herumtobenden Bauernkinder musterten ihn argwöhnisch. Jonah liess sich aber nicht beirren und schlug sofort den Weg zum Haus seiner Grosseltern ein. Es lag unmittelbar hinter der Endinger Synagoge. Zu klopfen brauchte Jonah gar nicht erst; seine Grossmutter musste ihn durchs Fenster gesehen haben und riss die Tür auf, ehe er davorstand. Sie war bekannt als impulsive und zielstrebige Frau und zögerte daher keinen Moment: „Was ist los Jonah? Was ist passiert? Komm, sag es mir!“ Ihre Stimme wurde immer schriller und höher. In ihrem Gesicht zeigten lagen Unruhe und Angst. Jonah brachte beim Anblick seiner Grossmutter kein Wort heraus. Wie sollte man jemandem vom Tod einer geliebten Person erzählen? Jonah schloss seine Augen und holte tief Luft. „*Tatte* ist tot.“

9

Lewaje. Beerdigung.

Seit Jonah letzte Woche bei seinen Grosseltern gewesen war, hatte er sich vor genau diesem Tag gefürchtet. Seine Grossmutter war nach Jonahs Gestotter und Gestammel völlig in sich zusammengebrochen, hatte geschrien und geflennt und sich nur schwer von ihrem Ehemann beruhigen lassen. Durch seinen eigenen Tränenschleier hindurch hatte er seine aufgewühlten, unter Schock stehenden Grosseltern minutenlang regungslos angestarrt. Der Schmerz, der sich dabei in

seinem Herzen ausgebreitet hatte, war unerträglich gewesen. Taub hatte er sich angefühlt. Ohnmächtig und erdrückend.

Eine Woche war nun seit dem verhängnisvollen Tag vergangen. Viele Verwandte und Freunde hatten die Familie Wyler in den vergangenen Tagen besucht, und ihr Mitgefühl und Beileid ausgesprochen. Jonah wusste nicht mehr, wie viele Hände er geschüttelt und wie viele Arme ihn gedrückt hatten. Er hatte in seiner eigenen Welt gelebt und versucht, sich vom tiefsitzenden Schock zu befreien. Nächtelang hatte er alleine in den schwarzen Himmel gestarrt. Doch der unfassbare Schmerz war geblieben.

Am Tag hatte er seiner Mutter geholfen. Kochen, Geschirr reinigen und täglich das *Kaddisch* beten. Die Gäste zerrten an ihren Kräften. Mutters Gesicht war blass und faltig geworden, und ihre normalerweise blau funkelnden Augen waren immer noch zutiefst gerötet. Sie hatte kaum etwas gegessen und war von Tag zu Tag dünner und schwächer geworden. Seine sonst so lebensfrohe Mutter glich einem Häufchen Elend.

Zitternd stand seine Mutter nun neben ihm. An ihren mageren Beinen klammerte sich die scheue Jente fest und vergrub ihr Gesicht im schwarzen Rock ihrer Mutter. Die Kleine schien zu ahnen, dass die nächsten Sekunden und Minuten traurig werden würden. Da wollte sie lieber nicht hinsehen. Jonah legte den Arm um seine Mutter und drückte sie kaum merklich an sich. Sara stand mit den Grosseltern auf der anderen Seite der Trauergemeinschaft im feuchten Gras. Während der Nacht hatte es zu regnen begonnen. Jonah war wach gelegen und hatte die schweren Tropfen im Gleichklang auf das Dach fallen gehört. Der starke Regen hatte dann in den frühen Morgenstunden aufgehört und Jonah war in einen kurzen, unruhigen Schlaf gefallen.

Rabbiner Wolf Dreyfuss betrat als letzter des Trauermarsches den Friedhof. Nach einer einfühlsamen Trauerfeier in der Synagoge waren alle Trauernden im Nieselregen zum Friedhof gezogen und hatten sich vor dem offenen Grab versammelt. Es lag am Stamm einer uralten Eiche, die schützend ihre Äste über den Sarg legte. Der Baum befand sich am Ende einer Reihe von Gräbern nahe bei der Mauer Richtung Endingen zu. Jonah mochte den Platz und war sicher, dass dieser Ort seinem Vater auch gefallen hätte.

Gemeinsam murmelten alle das Totengebet, das *Kaddisch*. Zitternd griff seine Mutter nach seiner Hand. Jonah drückte sie, während der dunkelbraune, schlichte Sarg mit seinem Vater in das Grab hinabgelassen wurde. Ein paar

Frauen weinten leise. Bei Jonah kamen keine Tränen mehr. Er hatte bereits so viel geweint und geschluchzt in den vergangenen Tagen. Sein leerer Blick ruhte starr auf dem Sarg, während er an seinen *Tatte* dachte. Mit seinen Lippen formte er leise: „Danke für alles!“

10

Die Trauerzeit nach der Beerdigung hatte begonnen. Alle Spiegel im Haus blieben verhüllt, und die Trauer war in jeder Ecke zu spüren. Immer noch kamen Nachbarn und Angehörige vorbei und bekundeten ihr Beileid. Tränen flossen, und es wurde stiller Trost gespendet. Doch Jonah wollte, dass endlich wieder Normalität einkehrte. Er vermisste seinen Vater zwar täglich und dachte oft stundenlang an ihn, aber die andauernden Besuche waren ermüdend. Deshalb beschloss Jonah, die *Mikwe* aufzusuchen. Mit diesem rituellen Tauchbad wollte er sich reinigen und die Spuren des Todes auf seiner Haut abwischen. Da die *Mikwe* in Lengnau hauptsächlich als Frauenbad genutzt wurde, musste Jonah wiederum nach Endingen marschieren.

Das letzte Mal war Jonah mit seinem Vater vor dem Neujahrsfest, *Rosch Haschanah*, in der *Mikwe* in Endingen gewesen. Er konnte sich noch genau erinnern, wie sein Vater ihm gesagt hatte, dass man gereinigt ins neue Jahr starten sollte. Gemeinsam waren sie die steile Treppe in das tiefe Becken hinabgestiegen. Nun stand Jonah alleine am Rand der steilen Stufen. Er wusste, dass er einmal ganz untertauchen musste. Vorsichtig streckte er seine Zehenspitzen ins kalte Wasser. Es kam direkt aus einer Quelle, da der Brauch es verlangte, sich in lebendem Wasser zu reinigen. Behutsam stieg Jonah Stufe um Stufe tiefer ins Wasser; es reichte ihm bereits bis zum Bauchnabel. Ausser ihm war niemand hier. Der Umkleideraum sowie das Becken hatte er ganz für sich alleine. Jonah schloss die Augen und fühlte das Prickeln des Wassers auf seiner Haut. Freiheit und Schwerelosigkeit umgaben ihn und er glaubte zu spüren, wie die Lasten der vergangenen Tage und Wochen von ihm abfielen.

Obwohl Jonah die wunderbare Stille und das verschwommene Gefühl unter Wasser liebte, stieg er schnell wieder aus dem Bad. Die Badeanlage war in einem desolaten Zustand und man munkelte, dass das Bad nicht besonders gut für die Gesundheit war. Die *Mikwe* sollte nämlich schon seit langem verbessert und

umgebaut werden. Inzwischen hatte gar der Bezirksrat Wind von der aufgeschobenen Sache bekommen und übte mächtig Druck auf Endingen aus. Doch Jonah hatte mitbekommen, dass der Bau des Frauenbads Lengnau auch nicht zügiger voranschritt. Seine Mutter hatte gar missmutig gemeint, dass es zeitweise gar nicht mehr benutzbar sei. Beim Gedanken an seine Mutter beeilte er sich, um möglichst bald wieder zuhause zu sein. Er hatte ihr versprochen, noch mit Sara und Jente zu spielen. Das gehörte nun wohl zu seinen Aufgaben als Ersatzvater für seine Schwestern.

Von Weitem hörte Jonah Kinderrufe und lautes Lachen. Er wusste, dass es nicht mehr weit war bis nach Lengnau. Die jüdischen und christlichen Kinder spielten nämlich oft zusammen am Ölbach, der etwas abseits des Dorfzentrums lag. Auch er wurde sofort wieder an seine Kindheit erinnert. Wie oft hatte er dem Plätschern des Baches gelauscht, seine Freunde bei heissem Wetter nass gespritzt oder kleine Fische und Molche herausgefischt. Die Mädchen hingegen hatten sich immer vor den Algen und jeglichem Ungeziefer im Wasser geekelt und waren kreischend weggerannt. Wie unschuldig und ehrlich Kinder doch waren, dachte Jonah. Sie spielten zusammen und hatten Spass, auch wenn sie nicht der gleichen Religion angehörten. Sie wussten ja noch nicht einmal, was dieses Wort „Religion“ bedeutete.

Auf einmal bemerkte Jonah, dass Verena gedankenverloren auf der anderen Seite des Bachs stand. Was sie wohl hier machte? Jonah wusste nicht, ob er einfach auf sie zugehen und sie auf die Papiernachricht ansprechen sollte oder ob er am besten unbemerkt an ihr vorbeigehen sollte. Während er noch vor sich hin grübelte, nahm Verena ihm die Entscheidung ab. Sie hatte ihn sofort bemerkt und kam mit einem scheuen Lächeln auf ihn zu. Ihre Hände hatte sie in die Taschen ihres braunen Wollkleides gesteckt. Ebenso scheu erwiderte Jonah ihr Lächeln. „*Godelkum* Jonah“, begrüßte ihn Verena auf Jiddisch. Die Juden im Surbtal hatten ihre eigene Sprache: das seltene Surbtaler Westjiddisch. Viele Christen in Lengnau verstanden zwar die Sprache der Juden und konnten vereinzelte Wörter sprechen, doch der Unterschied zum Schweizerdeutschen war sehr gross. Nicht selten war die jiddische Sprache ein Hindernis bei der Angleichung von Juden und Christen. Umso mehr war Jonah deshalb überrascht, dass Verena das jiddische Grusswort kannte. Ihr Vater hatte es ihr bestimmt nicht beigebracht. Es dauerte einen kurzen Augenblick, bis Jonah sich wieder gefasst hatte und ihren Gruss erwiderte.

„Hast du einen Moment Zeit?“ Verenas Stimme klang so weich und zart. Jonah zögerte. Als er am Morgen losgezogen war, hatte er seiner Mutter versprochen, so schnell wie möglich wieder zurück zu sein. Auf der anderen Seite war es die einzige Gelegenheit, mit Verena in Ruhe zu sprechen und endlich herauszufinden, was mit ihm los war. „Ich weiss nicht recht“, antwortete er zögernd. Doch Verena sprang bereits den Brombeerbüschen auf der anderen Bachseite entgegen. Schliesslich folgte er ihr doch. Im Schatten des Dornenbusches liessen sie sich ins grüne, noch etwas feuchte Gras nieder. Verena konnte es derweil nicht lassen, sich eine dunkelrote, reife Brombeere in den Mund zu schieben. Obwohl noch keiner der beiden ein einziges Wort gesagt hatte, breitete sich zwischen ihnen eine gewisse Vertrautheit aus.

Verena durchbrach das Schweigen zuerst. „An was denkst du Jonah? Du bist hier, aber mit deinen Gedanken scheinst du weit weg zu sein.“ Wie recht sie doch hatte, dachte Jonah, aber er sprach es nicht aus. Trotzdem begann er langsam und bedacht zu reden. Er liess nichts aus. Alles, was ihn die letzten zwei Wochen beschäftigt hatte, sprudelte aus ihm heraus. Es kümmerte ihn dabei nicht, dass er das Mädchen, das ihm gegenüber sass, kaum kannte. Verena war eine gute ZuhörerIn. Sie unterbrach ihn kein einziges Mal, liess ihm Raum für seine Gedanken und blickte ihm die ganze Zeit stumm in die Augen.

„Was nun?“ Mit dieser Frage stoppte Jonah plötzlich völlig erschöpft vom Erzählen. Verena dachte kurz darüber nach, was Jonah ihr soeben mitgeteilt hatte. Sein Vater sei Viehhändler gewesen und stets von Hof zu Hof gereist. Er habe Bauern Kühe abgekauft und sie an andere Bauern weiterverkauft. Manchmal sei er tagelang weg gewesen. Bis nach Aarau habe er gehandelt. Und nun fragte sich Jonah, ob er diesen Beruf ausüben sollte. Er hatte auch noch angefügt, dass Juden gar kein Land besitzen durften. Landwirtschaft zu betreiben oder Tiere zu halten, war für sie also unmöglich. Nur der Handel stand ihnen offen und Berufe wie Metzger oder Bäcker und Hausierer. Verena erkannte, dass die Juden sehr eingeschränkt waren und Jonah nicht viele Möglichkeiten hatte. „Möchtest du denn das Werk deines Vaters weiterführen?“ Jonahs Antwort kam sofort und fest entschlossen: „Ich muss!“

11

Verena und Jonah hatten beschlossen, sich am selben Abend nochmals zu treffen. Nach Sonnenuntergang hatten sie beim Brunnen am östlich Dorfrand abgemacht. Von dort aus wollten sie dann aufs Feld hinausgehen, wo sie ungesehen bleiben konnten. Jonah war froh, in Verena jemanden gefunden zu haben, der ihm zuhörte und ihn zu verstehen schien. Mitten in seinen Gedanken schwang er das Gartentor auf. Sara und Jente hüpfen ihm bereits voller Energie und Ungeduld entgegen. „Da bist du ja endlich“, kreischten sie im Chor.

Die beiden zerrten den müden Jonah ins Haus hinein und gönnten ihm keine Pause. „Spielst du mit uns?“, bettelte Jente mit ihren unwiderstehlichen Kulleraugen. Beim Anblick der Kleinen konnte Jonah wirklich nicht nein sagen und rappelte sich nochmals auf. Er spielte mit den Puppen, jagte seine Schwestern im Garten und suchte sie beim Versteckspiel. Ihre Gesichter strahlten vor Glück, und auch Jonah war zufrieden. Zum Schluss wirbelte er beide hoch in die Luft, sodass sich ihre Backen röteten vor Freude. Der Tag neigte sich langsam dem Ende zu und Mutter tischte bereits das Essen auf. Jente und Sara erzählten ihr, wie toll Jonah mit ihnen gespielt hatte. „So gut wie Vater!“ Jonah bemerkte, wie seine Mutter bei diesen Worten kurz zusammenzuckte. Sie steckte inmitten der Trauerwoche und brauchte viel Zeit, um mit dem Tod ihres geliebten Mannes zurechtzukommen.

Jonah bot ihr daher an, die beiden kleinen Wirbelwinde ins Bett zu bringen. Durch das Spielen und Herumtoben waren die zwei Mädchen so müde geworden, dass sie kaum mehr ihre Augen offen halten konnten. Fürsorglich deckte Jonah die beiden zu und streichelte ihnen sanft über den Kopf. Leise sumimte er die Melodie eines Gutenachtliedes und löschte die Öllampe aus. Seine Schwestern schlummerten bereits friedlich in ihren Betten, und Jonah lauschte einen Moment ihren regelmässigen Atemzügen.

„Ich geh noch rasch an die frische Luft“, rief Jonah seiner Mutter, die in der Küche das Geschirr schrubbte, über die Schulter zu. Und schon fiel die Türe ins Schloss. Draussen war es bereits kühl, obwohl die Sonne erst gerade glühend rot untergegangen war. Man merkte, dass sich der Sommer dem Ende zuneigte. Die Tage wurden wieder kürzer, Nebel legte sich morgens über das Dorf und einzelne Blätter färbten sich bereits orange und gelb. Der Herbst war definitiv im Anmarsch. Schnellen Schrittes marschierte Jonah zum vereinbarten Treffpunkt. Verena war noch nicht da, und Jonah setzte sich auf den Brunnenrand. Eine Hand

liess er ins Wasser baumeln und plätscherte ein wenig darin herum. Die Kirchenuhr schlug acht Mal. Wo blieb Verena bloss?

Nachdem eine weitere Viertelstunde vergangen und immer noch keine Verena in Sicht war, begann Jonah zu zweifeln. Hatte er sich in ihr getäuscht? Jonah wollte sich soeben vom Brunnenrand erheben, als sich ein Schatten auf sein Gesicht warf. „Es tut mir unglaublich leid, aber ich kam nicht früher unbemerkt von zuhause weg“, entschuldigte sich Verena atemlos. Sie schien ziemlich aufgelöst. Bei ihr zuhause sei seit dem verhängnisvollen Streit die Hölle los. Ihre Eltern würden sich keines Blickes mehr würdigen; die Stimmung im Haus sei frostig und gereizt. Verena erzählte weiter, während Jonah den Weg zum Maisfeld einschlug. Das Risiko, im Dorf zu bleiben und dummes Geschwätz auf sich zu ziehen, war entschieden zu hoch. Auf dem ganzen Weg klagte Verena weiter: „Ich weiss wirklich nicht, wie ich das aushalten soll. Am liebsten möchte ich weg und irgendwann zurückkehren und alles würde wieder wie vorher sein.“

Jonah dachte sofort, dass es nie mehr dasselbe sein würde. Was geschehen war, konnte nicht rückgängig gemacht oder einfach ausgelöscht werden. All dies sagte er aber Verena in diesem Moment nicht. Er wollte ihre optimistischen Vorstellungen nicht zerstören. Vielmehr dachte er an das Zweite, was Verena gesagt hatte. Weggehen – wäre das nicht auch die Lösung für ihn? Etwas Abstand gewinnen und gleichzeitig über die Zukunft nachdenken und Geld verdienen, hätte gewiss Vorteile.

Die beiden erreichten den Feldrand. Bauer Meier hatte dieses Jahr Mais angepflanzt, und die Pflanzen standen bereits schulterhoch. Bald würde die Ernte erfolgen. Jonah zog Verena mit einer Hand ins Feld und mitten durch die zahlreichen Maishalme hindurch. Ziemlich in der Mitte des Feldes, vom Rand aus gar nicht sichtbar, befand sich eine kahle Stelle. Kein einziger Halm wuchs hier, sodass sich die beiden mit gutem Gewissen niederlassen konnten. Der Gedanke, wegzugehen, liess Jonah nicht mehr los. Das entging auch Verena nicht, die ihn mit einem ruhigen, aber neugierigen Blick musterte. „Komm, erzähl!“ rief sie ungeduldig. Jonah war verwirrt: „Was denn?“ „Das, was nicht mehr aus deinem Kopf herausgeht.“ Mitten in seiner Bewegung erstarrte er und sah Verena mit offenem Mund an. Konnte sie nun schon Gedanken lesen?

„Ich denke übers Weggehen nach.“ Jonahs Stimme rang um Fassung. Konnte er überhaupt seine Mutter und Sara und Jente zurücklassen? Waren sie nicht auf ihn angewiesen? Verena nickte verständnisvoll. „Wohin denn?“ Jonah schüttelte entmutigt den Kopf. „Es geht nicht. Ich kann doch nicht einfach weg. Meine

Familie braucht mich. Und wo soll ich hin? Was soll ich tun?“ Jonah schlug die Hände vor sein Gesicht und alles wurde schwarz vor seinen Augen. „Gib mir kurz Zeit, vielleicht kann ich mir was ausdenken für dich.“ Und Jonah beobachtete, wie Verena bemüht war, eine Lösung zu finden, wie sie angestrengt nachdachte und dabei ununterbrochen einen Maishalm zwischen ihren Fingern hin und her bewegte.

Auf einmal schnipste Verena mit ihrem Finger und ihre Augen leuchteten. „Ich hab es!“ Jonah, der zwischenzeitlich beinahe eingenickt war, richtete sich neugierig auf und betrachtete erwartungsvoll Verenas zufriedenes Gesicht. „Schiess los!“ Zuerst stotterte Verena noch ein wenig, doch ihre Stimme wurde immer klarer und fester. Er könne mit dem Vieh losziehen, das sein Vater zurückgelassen hatte. Richtung Zürich oder nach Norden an den Rhein solle er gehen, um Vieh zu kaufen und zu verkaufen. Dabei solle er herausfinden, ob ihm dieser Beruf zusagt und ob er damit Geld verdienen kann. Gleichzeitig wäre er eine Zeit lang für sich alleine, um nachzudenken. Jonah wusste zuerst nicht recht, was er von Verenas Vorschlag halten sollte. Er, ganz alleine, sollte einfach losziehen mit Sack und Pack? Verena musste seine Zweifel gespürt haben und war plötzlich unsicher. „Sag doch endlich was. Was hältst du davon?“, drängelte sie.

Jonah holte tief Luft: „Danke Verena. Deine Idee ist gut. Ich weiss nur nicht, ob ich mir das zutraue so ganz alleine. Ich habe keine Erfahrung mit Vieh.“ Er senkte den Kopf. „Dann wirst du dir dieses Wissen auf deiner Reise aneignen“, entgegnete sie. Ihr zuversichtliches Lächeln liess Jonahs Zweifel immer kleiner werden. Er hatte nichts zu verlieren.

Mit einem aufmunternden „Viel Glück, Jonah!“ verabschiedete sich Verena von Jonah und getrennt kehrten die beiden in ihr Zuhause zurück.

12

Morgendämmerung.

Alles schlief noch, kein Licht brannte und es war mucksmäuschenstill im Haus der Familie Wyler. Nur einer war wach in den frühen Morgenstunden eines verheissungsvollen Tages: Jonah. Er tappte auf Zehenspitzen in seinem Zimmer umher, um das laute Knarren des alten Holzbodens zu vermeiden und packte

allerlei Dinge zusammen. Auch sein Lederbüchlein mit Stift mussten mit, ebenso ein Kamm und ein Lederbeutel mit den wenigen Münzen, die Jonah in den letzten Monaten gesammelt hatte. All das stopfte Jonah in einen dunkelbraunen Stoffbeutel mit Kordel, den ihm seine Mutter zum letzten Geburtstag selber genäht hatte. Jonah hatte in den vergangenen Monaten noch nie Verwendung dafür gefunden, aber für sein heutiges Vorhaben war der Beutel gut geeignet.

Die Hand bereits auf der Türklinke liegend, warf Jonah einen letzten Blick in sein Zimmer. Er würde für ein paar Tage oder Wochen nicht darin wohnen. Jonah war nämlich fest entschlossen, seinen Plan durchzuziehen. Die halbe Nacht hatte er schlaflos wach gelegen und über Verenas Worte gebrütet. Hatte sie etwa recht mit ihren Ideen? Musste er wirklich fortgehen, um selber zur Ruhe zu kommen und sich klar zu werden, wie sein Leben weitergehen könnte? Irgendwann dann, als er das Gähnen nicht mehr länger unterdrücken konnte, hatte er sich gesagt, dass er es ausprobieren wollte. Und zwar gleich am nächsten Tag, bevor ihn sein Mut und seine Entschlossenheit verlassen würden.

Ein letztes Mal sass Jonah am grossen Küchentisch und schlürfte ein Glas Milch. In der rechten Hand hielt er einen Stift und ein Stück Papier, um seiner Familie eine Nachricht zu hinterlassen. Sie bräuchten sich keine Sorgen um ihn zu machen. Er müsse nur etwas Zeit mit sich selbst verbringen und die Aufgaben des Viehhändlers ausprobieren. Bald würde er wieder zurück sein. Er hoffte, dass ihm seine Mutter dieses waghalsige Abenteuer und sein voreiliger Aufbruch eines Tages verzeihen würde. Sorgfältig faltete er seine Nachricht und schrieb darauf mit schnörkeligen Buchstaben „Für Mutter“.

Jonah griff in der Küche nach einem Teller, Löffel und Messer, damit er sich selbst versorgen könnte. Ebenso steckte er sich einen Laib frisches Brot in den Beutel, um seinen ersten Hunger zu stillen. Dann, als er glaubte, an alles gedacht und alles eingepackt zu haben, ging er mit einem etwas mulmigen Gefühl zur Haustüre. Er horchte nochmals, ob nicht doch schon jemand im Haus wach war. Nein, alles war noch ruhig und Jonah trat hinaus in die frische Morgenluft. Es lag bereits etwas Tau auf dem Gras vor dem Haus und Nebelschwaden verbreiteten in der Strasse und zwischen den Häusern eine gespenstige Atmosphäre. Jonah steuerte trotz eingeschränkter Sicht entschlossen auf ein älteres Bauernhaus zu. Es war die Hütte des alten Meier. Sein Vater hatte das Glück gehabt, in dessen Stall einen kleinen Platz zu besitzen, wo er sein erworbenes Vieh unterbringen konnte. In der Regel hatte Samuel Wyler sein Vieh nie lange behalten, sondern

sofort wieder weiterverkauft. Die Wylers hätten in ihrem Haus ohne Stall nichts mit dem Vieh anfangen können.

Meiers alter Stall lag auf der anderen Seite der Surb, und zwar ausserhalb des Dorfes. Erst einmal hatte Jonah den Stall mit seinem Vater betreten. Im Innern des Stalls umhüllte Jonah ein Geruch von frischem Stroh, Kuhfladen und Mist. Er atmete mehrmals tief ein, wie es sein Vater immer gemacht hatte. Seiner Meinung nach war dieser natürliche Geruch sehr gesund. Da es im Stall noch praktisch dunkel war, tastete sich Jonah vorsichtig vorwärts. Er wusste, dass sein Vater das Vieh im hinteren Teil untergestellt hatte. Um ihn herum raschelte es ununterbrochen; die Tiere schienen ebenfalls Frühaufsteher zu sein.

Endlich hatte Jonah das Ende des Stalls erreicht. Durch eine kleine Luke im Dach fiel gerade genügend Licht hinein, um die Tiere zu erkennen. Im Schein des Lichtes erblickte Jonah ein stolzes Rind, das genüsslich Stroh vor sich hin frass. Das musste das Rind sein, das sein Vater von seiner letzten Handelsreise heimgebracht hatte. Einige Minuten lang beobachtete er das ruhige Tier, dann beschloss er, es vorsichtig aus der Kammer herauszulocken. Durch die Ritzen des Stalls drangen die ersten Sonnenstrahlen. Der Stall wurde in ein glitzerndes Licht getaucht, sodass Jonah nun deutlich mehr um sich herum wahrnahm. Neben einem Rind standen auch Pferde, Schweine und Esel in Meiers Stall. Da Jonahs Rind extrem zutraulich war, gelang es ihm schon bald, dem Tier einen Strick umzulegen und es aus dem Stall zu führen. Bei den ersten paar Schritten draussen schien das Rind dann doch skeptisch zu sein. Unruhig trippelte es von einem Huf auf das andere.

Jonah wusste, dass er Lengnau so schnell wie möglich verlassen musste, bevor die Sonne noch höher am Himmel stand. Ansonsten würde er Gefahr laufen, von jemandem gesehen und erkannt zu werden. Entschlossen steuerte Jonah also auf den Dorfausgang zu, das Rind im Schlepptau. Er spürte die Kieselsteine des Schotterweges unter seinen Füßen, und der Duft von frisch gemähtem Gras lag in der Luft. Die Wiesen und Sträucher waren teils noch von einer feinen Schicht Morgentau bedeckt. Jonah musste sein Rind immer wieder beim Strick ziehen, damit es mit ihm Fuss halten konnte.

Über den Weg und wohin ihn die Reise genau führen sollte, hatte sich Jonah nur wenige Gedanken gemacht. Er steuerte geradewegs der aufgehenden Sonne entgegen, die immer höher über die Hügelkette in der Ferne stieg. Von seinem Vater wusste er, dass im Osten ein kleines, beschauliches Dörfchen mit dem Namen Niederweningen lag. Samuel Wyler hatte dort oft kleine

Handelsgeschäfte betrieben und stets von angenehmer Kundschaft berichtet. Jonah musste diese angenehme Kundschaft nur zuerst einmal finden. Nachdenklich wanderte Jonah vorwärts. Er grüsste einen ihm entgegenkommenden alten Bauern, der vor Anstrengung keuchte. Auf einmal hatte Jonah das Gefühl, Schritte und Kiesgeräusche hinter sich zu hören. Wie ein Blitz drehte er sich um, doch hinter ihm lagen nur der schmale Kieselweg, ein paar Bäume und Sträucher und der schlurfende Mann. Jonah tätschelte sein Rind auf den Rücken und trottete weiter.

Nach wenigen Schritten stoppte Jonah erneut. Er war sich sicher, schon wieder dasselbe steinige Geräusch gehört zu haben. Langsam warf er seinen Blick über seine Schulter zurück und liess ihn über die Ebene und Felder schweifen, doch er erblickte nichts ausser einer kleinen grauen Maus, die eben ihren Kopf aus ihrem Loch streckte. War ihm jemand unbemerkt gefolgt? Etwas gereizt näherte er sich einem dornigen Busch, den er als mögliches Versteck erachtete. Aber keine Spur von einer Menschenseele. Dasselbe galt auch für den mächtigen Kirschbaum daneben und das angrenzende Feld. Kopfschüttelnd wandte er sich wieder seinem Rind zu und wollte weitergehen, als er ein dünnes Stimmchen vernahm: „Jonah, ich bin es.“

Natürlich erkannte Jonah diese Stimme sofort. Verena. Aber was um Himmels Willen machte seine Nachbarin bei Sonnenaufgang ausserhalb ihres Zuhauses? Ungläubig starrte Jonah Verena an. „Ich komme mit!“, rief sie mit voller Entschlossenheit. „Wie du kommst mit?“, stotterte Jonah völlig überrumpelt. „Ich möchte dich auf deiner Reise begleiten. Ich halte es mit meinem Vater zuhause kaum mehr aus.“ Jonah wusste noch nicht genau, was er von dieser Idee halten sollte. Eigentlich wollte er ja eine Zeit lang allein sein und jetzt war da plötzlich dieses Mädchen, das er bis vor wenigen Tagen kaum beachtet hatte. Was wollte sie bloss von ihm? Durften sie beide zusammen überhaupt unterwegs sein?

13

Jonah und Verena marschierten fortan gemeinsam. Zu Jonahs Verwunderung ging Verena einfach wortlos neben ihm her, versuchte angestrengt mit ihm Schritt zu halten, sodass er nicht verlangsamen musste, und richtete ihren Blick

starr geradeaus. Jonah beobachtete von der Seite den wild entschlossenen Ausdruck auf ihrem noch kindlichen, zarten Gesicht. Woran sie wohl dachte?

Der Weg der beiden führte morgens der Surb entlang bachaufwärts. Im Schatten der Uferbäume streiften sie durch das taufrische Gras und lauschten dabei dem Plätschern des Baches. Nach knapp zwei Stunden erreichten die beiden Niederweningen, das kleine Dörfchen östlich von Lengnau. Jonah wusste, dass sein Vater hier oft *Beheijmes*-Handel betrieben hatte. Aber wie sollte er diese ehemaligen Bauern und Handelspartner seines *Tattes* finden? Das beschauliche Niederweningen bestand praktisch nur aus alten Bauernhöfen und Kühen. Er würde nicht jeden Bauernhof einzeln abklappern können, um die Bauern nach seinem Vater zu fragen. Enttäuscht und ratlos blieb Jonah am Dorfeingang neben einem Brunnen stehen.

„Was ist los mit dir?“ Verenas Worte liessen Jonah zusammenzucken. Endlich hatte sie ihr Schweigen gebrochen. In ihrer Stimme schwang aufrichtige Besorgnis mit. Jonah schüttelte stumm den Kopf. Er hatte sich die ganze Handelsangelegenheit einfacher vorgestellt. Aber das konnte er Verena schlecht erklären. Deshalb log er: „Ich brauche nur einen Schluck Wasser. Mein Mund ist so ausgetrocknet.“ Nachdem Jonah einen grossen Schluck Wasser getrunken hatte, atmete er tief durch und trat mit bestimmten Schritten zu Verena heran. Sie wartete unter einem grossen Apfelbaum, dessen Äpfel rot leuchteten, und liess ihren Blick nachdenklich in alle Himmelsrichtungen schweifen.

„Wo geht es jetzt hin?“, wollte Verena neugierig wissen. Jonah war von ihrer Frage etwas überrumpelt, da er sich keine Wegroute zurecht gelegt hatte. Er wusste nur, dass im Norden ein anderes Land an die Eidgenossenschaft angrenzte. Die Gebiete des Deutschen Bundes. Viele jüdische Männer im Dorf hatten nämlich eine deutsche Frau geheiratet.

Jonah selber kannte in Lengnau gut ein halbes Dutzend Juden, die eine *Schidduch* mit deutschen Frauen hatten. Diese vermittelten Ehen wurden oft auf dem Markt in Zurzach arrangiert. Die Lengnauer Juden trafen dort auf die deutschen Juden von der anderen Seite des Rheins, und es wimmelte nur so von Ehevermittlern. So zogen immer wieder deutsche Jüdinnen nach Lengnau und brachten so neue Bräuche und Traditionen mit in die Schweiz.

Die *Schadchonim* waren überall angesehene Berufsleute, da die Ehevermittlung einen grossen Platz im jüdischen Leben einnahm. Sein Vater hatte Jonah immer wieder erklärt, dass ein Mann nie zu lange warten dürfe, wenn er die Frau seiner

Träume begehren möchte. Er sollte unverzüglich den Ehevermittler zur Frau schicken und um ihre Hand anhalten lassen. Mit seinen sechzehn Jahren musste sich Jonah zum Glück noch nicht für eine Frau entscheiden. Wichtiger für ihn war jetzt eine andere Entscheidung. Wohin sollte ihn seine Reise führen?

Verena hatte ihn die ganze Zeit beobachtet und trat unruhig von einem Fuss auf den anderen. Verlegen nagte sie an ihren Fingernägeln und wickelte eine Haarsträhne um ihren Finger. Ihr sanfter Blick ruhte fragend auf Jonah. „Wir gehen in Richtung Norden. So gelangen wir irgendwann an einen Fluss, der viel grösser als unsere Surb sein wird. Rhein heisst er.“ „Dann lass uns aufbrechen!“ Und schon rannte Verena los. „Dann können wir schneller in diesem Rhein schwimmen gehen“, rief sie Jonah mit einem Blick über die Schultern zu.

Jonah lief hinter Verena her. Er hoffte, dass sie sich nicht verlaufen und vor dem Einbruch der Dunkelheit einen sicheren Schlafplatz finden würden. Vielleicht würden sie gar bei einem bewohnten Dorf oder einem Bauernhof vorbeiziehen. Jonah hörte, wie Verena vor ihm zu keuchen begann. Der kleine, schmale Feldweg führte erbarmungslos steil einen Hügel hinauf. Während Jonah auf die Zähne biss, den stechenden Schmerz in seinem Rücken verdrängte und sich zielstrebig den Hügel hochkämpfte, blieb Verena kurzerhand stehen. Sie riss eine weisse Margerite aus einer leuchtenden, farbigen Blumenwiese und betrachtete die weissen Blüten. „Ist sie nicht schön?“, schrie sie Jonah gegen den kräftig blasenden Wind zu. Als Jonah sie zum wiederholten Mal nicht verstand, fuchtelte er wie wild mit seinen Armen und versuchte sie, auf den Hügel zu locken. Völlig ausser Atem liess sie sich schliesslich neben Jonah ins Gras fallen. Jonah war erstaunt, wie Verena trotz der schwierigen Situation ein Auge für die Schönheiten der Natur hatte und immer wieder Positives ausstrahlte.

Nach einer kurzen Zeit des Ausruhens mahnte Jonah erneut zum Aufbruch. Die Sonne stand zwar noch hoch am Himmel, doch Jonah wusste, dass sie im Herbst besonders schnell hinter den Hügeln verschwand. Auch ihr Rind war ungeduldig geworden und scharrte mit seinen Hufen in der Wiese, sodass Erdklumpen durch die Gegend flogen. Jonah packte es kurzerhand beim Strick und gemeinsam trotteten die drei los. Sie durchstreiften Wiesen und Wälder, kamen an einzelnen Bauernhöfen vorbei, begegneten Leuten hoch zu Ross und folgten dabei immer dem gleichen Weg, der sich durch die wunderschöne Landschaft schlängelte.

Verena und Jonah sprachen kaum miteinander. Im Gegensatz zum Morgen wirkte ihre Schweigen nun aber angenehm und gewollt, und beide fühlten sich wohl in der Gesellschaft des anderen. Jonah begann sogar leise vor sich

hinzupfeifen, und Verena summt gedankenverloren mit. Plötzlich stoppte Jonah abrupt. „Verena, Verena! Schau, der Rhein liegt vor uns!“ Wie gebannt, starrte Jonah auf das blaue, breite Band Wasser, das sich vor ihnen erstreckte. Was für eine gewaltige Kraft diese Wassermengen haben mussten. Auch Verena stand mit offenem Mund da. „Siehst du, wie schön dieser Fluss im Licht der Abendsonne funkelt?“, flüsterte sie andächtig. Jonah nickte stumm.

Nahe des Flusses befanden sich auch ein paar Häuser und Höfe. Jonah und Verena erreichten das Ufer und beschlossen, die Nacht hier zu verbringen. Die dunkelrote Sonne stand bereits tief und kurz darauf verschwanden auch die letzten Strahlen hinter den Hügeln. Jonah hatte einen alten Schuppen direkt am Ufer entdeckt, der abgesehen von ein paar Fischerwerkzeugen leer stand. Kurzerhand richteten sich die beiden ein spärliches Nachtlager ein. Beide schliefen fast im Stehen ein; es war schliesslich ein anstrengender Tag gewesen.

14

Als die ersten Sonnenstrahlen durch die Ritzen des Holzschuppens auf Jonahs Gesicht fielen, wusste er einen Moment lang nicht, wo er war. Er spürte nur einen stechenden Schmerz im Rücken und fragte sich, warum um Himmels Willen er auf einem solch harten Holzboden übernachtet hatte. Er blinzelte mit seinen noch müden Augen, als er Verena neben sich entdeckte. Jetzt fiel ihm alles wieder ein. Wie Verena gestern Morgen plötzlich vor ihm gestanden war, wie sie dann zusammen an den Rhein marschiert waren und wie sie abends todmüde eingeschlafen waren. Sanft rüttelte er Verena an den Schultern. „Es ist bereits Morgen.“ Verena zuckte zusammen und schlug verwirrt die Augen auf. Auch sie hatte Mühe, sich in diesem dunkeln, ungemütlichen Schuppen zurechtzufinden. Bei Jonahs Anblick breitete sich aber ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus.

Nachdem sich die zwei von den Überbleibseln des Brotlaibes gestärkt hatten und auch das Rind Wasser geschlürft hatte, brachen sie guten Mutes auf. Jonah hatte entschieden, dem Rhein flussabwärts zu folgen, denn er glaubte, der Weg würde sie so direkt zum Markort Zurzach führen. Er vertraute seinen geographischen Kenntnissen selbstsicher. Verena war dagegen skeptisch und sagte mehrmals ängstlich: „Wenn wir nur wieder nach Hause finden...“ „Möchtest du überhaupt wieder nach Hause?“, wollte Jonah auf einmal wissen. Verena blieb unvermittelt

stehen und starrte auf das blaue Wasser des Rheins. „Weisst du Jonah, das Familienleben ist momentan nicht einfach. Mutter weint oft, Vater wettet ununterbrochen und ich weiss nicht, wen ich unterstützen soll und kauere mich deshalb oft beim Ofen zusammen. Wie ein schüchterner Hund.“

Jonah wusste nicht gleich, was er erwidern sollte. Er hatte die Buchers immer als harmonische Familie wahrgenommen. Nur selten hatte man nachts Geschrei durch die dünnen Wohnungswände gehört. „Wie lange geht das schon so zu und her bei euch zuhause?“, fragte Jonah nachdenklich. Verena legte ihre Stirn in Falten; ihre Gedanken schienen weit weg. Dann begann sie zu stottern: „Seit, seit d-d-dein Vater tot ist.“ Tränen lagen in Verenas Stimme und ihr Blick senkte sich. Jonah hätte sie in diesem Moment gerne in den Arm genommen, aber er wusste nicht recht, ob er das als Jude tun durfte. Verenas Antwort hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Sofort waren sie wieder da, die Erinnerungen an seinen geliebten *Tatte*. Offenbar hatte dessen Tod nicht nur eine, sondern zwei Familien tief getroffen.

Traurig setzten sich die beiden ans Rheinufer und hingen ohne weiterzusprechen ihren eigenen Gedanken nach. Jonah wusste nicht, wie lange sie dort gesessen hatten. Es schien ihm wie eine kleine Unendlichkeit. Auf einmal begann Verena zu flüstern: „Und dass mein Vater und deine Familie immer streiten, ist auch schade. Ich weiss, dass ihr Juden seid, aber deshalb seid ihr nicht weniger freundlich, anständig oder wert. Aber mein Vater sieht das anders...“ Jonah wusste, dass Verenas Vater nicht der einzige war, der dies anders sah. Er schilderte Verena die Geschichten seines Grossvaters, wie die Surbtaler die Juden mit allen Mitteln loswerden wollten, als diese sich zu Beginn in Lengnau niedergelassen hatten. Nur dank den Schutzbriefen des Landvogts von Baden hätte Jonahs Urgrossvater in diesem ländlichen Dorf bleiben können. Das Verhältnis zwischen Christen und Juden hätte sich zusehends gebessert, auch wenn die Juden alles, zum Beispiel die Schule, Kirche und das Gemeindewesen separat organisieren mussten. Jonah drehte den Kopf zu Verena: „Dein Vater gehört zu denjenigen, die unser Volk bis heute nicht als ihre Nachbarn akzeptieren.“

Kleinlaut und beschämt nickte sie mit dem Kopf. „Aber wie könnten wir das ändern? Wie soll Vater verstehen, dass du ein ganz normaler Mensch bist?“ Keine leichte Frage, dachte Jonah für sich. Aber als sein Blick Verenas fest entschlossenem Gesichtsausdruck begegnete, wusste er, dass es nicht nur sein Wunsch war, mit seinen christlichen Nachbarn in Frieden leben zu können. Auch

Verena wünschte sich ein harmonisches Zusammenleben mit Jonahs Familie. Vielleicht würde es ihnen beiden gelingen, Frieden in das Doppeltürhaus zu bringen.

Während Verena und Jonah noch einen kurzen Moment die Stille genossen, begann auf einmal ihr Rind hinter ihnen zu bocken und zu scharren. Es versuchte sich mit aller Kraft vom Strick, den Jonah um einen Baum geschlungen hatte, loszureissen. Verwundert drehte Jonah den Kopf nach rechts und links. Da erspähte er zwischen den Bäumen und Sträuchern hindurch eine Viehherde, die mit ihrem Besitzer geradewegs auf ihn zumarschierte. Jonah sprang gekonnt auf seine Beine und eilte auf den Weg. Er witterte die Chance, sich mit dem Besitzer der Herde über Viehhandel zu unterhalten und stellte sich deshalb in die Mitte des schmalen Feldwegs. Die Rinder hatten keine Chance an ihm vorbei zu kommen und bremsten abrupt. Ein älterer Herr mit Stock und Hut – vielleicht ein Jude, dachte Jonah – näherte sich ihm mit stampfenden Schritten. „Was soll das hier, Kleiner?“, murmelte er in seinen Bart. „Ich habe um zwei Uhr ein Treffen mit einem Bauern in Kaiserstuhl. Mach Platz!“ Jonah liess sich von diesem unfreundlichen, griesgrämigen Ton nicht beeindrucken und erwiderte höflich: „Ich wollte Sie doch nur etwas Kleines fragen – so von Viehhändler zu Viehhändler. Gibt es entlang dieses Weges Bauernhöfe oder Dörfer bis nach Zurzach? Lohnt sich das Geschäft?“ Der alte Herr warf ihm misstrauische Blicke zu. „Was willst du, Kleiner?“ „Nichts, nichts!“, druckste Jonah herum und kaute unruhig auf seinem Fingernagel. „Ich verstehe, Kleiner. Mit diesem einen Rind bist du echt nicht hoch im Kurs. Mein Mitleid. Klopfe beim alten Müller in Rümikon an. Der ist allzeit für ein Geschäft bereit.“

Ehe Jonah noch ein überraschtes „Danke“ stammeln konnte, setzte der alte Herr seine Herde wieder in Bewegung und ging erhobenen Schrittes an ihm vorbei. „Das war aber ein komischer Vogel“, bemerkte Verena abschätzig, als sie zu Jonah herantrat. Jonah nickte nur stumm; in seinem Kopf plante er bereits sein erstes erfolgreiches Viehhandel-Geschäft. Ohne Zeit zu verlieren, drängte er Verena zum Aufbruch. Wer wusste, wie weit es noch bis Rümikon war.

Eine gute Stunde später erreichten die beiden das besagte Dorf. Von einem Dorf konnte eigentlich gar nicht die Rede sein, denn Jonah entdeckte höchstens fünf oder sechs Höfe mit je mindestens einem Hund. Die Blumenkisten waren mit prachtvollen Blumen gefüllt. Jonah steuerte geradewegs auf das erste Haus zu und war fest entschlossen, alle Bauern abzuklappern, als er beim Haus zu seiner Rechten ein grosses Schild bemerkte: Der Müller. Vielleicht war das ja der

besagte Müller, mit dem er ein Geschäft abschliessen konnte. Ehe Jonah an die Tür klopfen konnte, trat ein älterer, etwas gebrechlicher Mann heraus. Er musterte Jonah von Kopf bis Fuss und räusperte sich dann. „Was führt Sie, ein junger Bursche mit einer hübschen Frau als Begleitung, zu mir?“ Verlegen drehte Jonah den Kopf zu Verena, die sofort zu Boden sah. Dann wandte er sich Müller zu: „Purer Zufall, mein Herr. Ich muss mein Glück als Viehhändler versuchen und da wurden sie mir für einen Handel empfohlen. Ich kann Ihnen ein wunderschönes Rind anbieten. Im besten Alter, nicht mager und erst noch ein gesundes Tier.“

„Darf ich es mir einmal ansehen?“ Der alte Müller humpelte die Treppe hinunter. Jonahs Puls schnellte in die Höhe. Er durfte jetzt nur nichts falsch machen und musste seine ganze Redekunst anwenden. Dafür waren die Juden schliesslich bekannt, für ihre überzeugende Handelsweise. Nur nicht nachgeben, dachte Jonah und biss sich auf seine Lippen. Mit seiner Zunge schmeckte er das süssliche Blut. Müller war derweilen um das ganze Tier herum gehinkt und nickte zustimmend mit dem Kopf. „Ein wirklich gutes Tier, das du mir hier präsentierst.“ Jonah war so erleichtert, er hätte Luftsprünge machen können. Jetzt musste er nur noch um den Preis feilschen. Wie es Jonah bei seinem Vater gesehen hatte, blieb er entschlossen bei seinem Preis und ging nur kleine Kompromisse ein. Am Schluss folgte der Handschlag; das erste Geschäft war für Jonah Tatsache geworden. Er übergab dem Bauern sein Tier und erhielt einen Beutel mit 250 Gulden.

Vor Freude fiel ihm Verena spontan um den Hals, sodass die beiden fast gestrauchelt wären. Jonah lachte und fühlte sich so glücklich wie seit Wochen nicht mehr. Er hielt einen Moment inne und blickte in den Himmel. *Tatte* wäre stolz auf ihn gewesen.

15

Zwei Tage war es bereits her, seit Jonah spurlos verschwunden war. Auf und davon, nur eine mickrige Nachricht hatte er seiner Mutter hinterlassen. Diese wäre beinahe zusammengebrochen, als sie an jenem Morgen die Treppe in die Küche hinabgestiegen war und dort Jonahs Brieflein vorgefunden hatte. Zweimal hatte sie die wenigen gekritzelten Wörter überfliegen müssen, um zu verstehen, was ihr Jonah gerade antat. Vor lauter Übelkeit hatten ihre Beine zu zittern

begonnen, und sie hatte sich mühsam setzen und tief durchatmen müssen. Zum Glück hatten die beiden Kleinen noch friedlich in ihren Betten geschlummert. So hatten Sara und Jente ihre bitteren Tränen nicht mit ansehen müssen. Die beiden hatten sich nämlich erstaunlich gut vom Verlust ihres Vaters erholt.

Jonahs Mutter hingegen hatte immer noch mit dem Hinschied ihres Mannes zu kämpfen. Und jetzt war auch noch Jonah, ihr einziger Sohn und Helfer, einfach davongelaufen. Sie konnte es ihm ja nicht verübeln, dass er Zeit für sich alleine und seine Probleme brauchte. Aber sie fühlte sich jetzt noch viel einsamer und mutloser. Alleine. Klein. Mit niedergeschlagenem Kopf starrte sie auf den Docht der Kerze vor ihr. Wie lebendig sich die lodernde Flamme bewegt, dachte sie für sich. Hätte ich doch nur auch so viel Lebensfreude und Kraft.

Der heutige, zweite Tag ohne Jonah war ein einziges Spiessrutenlaufen gewesen. Alles, was schief gehen konnte, war missglückt. Es hatte bereits am Morgen in aller Früh begonnen, als Jonahs Mutter eine ihrer schönsten Tassen unglücklicherweise fallen gelassen hatte. Das Scheppern hatte natürlich die beiden Mädchen geweckt, und Jente war prompt in eine Scherbe getreten, sodass ihr Fuss geblutet und sie fürchterlich geweint hatte. Nach einer tröstenden Umarmung war sie aber bereits wieder voller Energie gewesen und hatte wieder spielen wollen. Da aber Jonah nicht da gewesen war, hatte seine Mutter mit den Mädchen am Boden herumkrabbeln müssen. Schliesslich hatte sie ihre beiden Töchter sogar mit ans Surbufer nehmen müssen, um ihre Wäsche zu waschen. Eine mühselige Arbeit, all die schmutzige Wäsche von Hand zu reinigen und gleichzeitig auf die Mädchen zu schauen. Ihre Arme und Schultern schmerzten immer noch, und ihren steifen Nacken konnte sie kaum drehen.

Sara und Jente waren vom Tag am Bach und an der Sonne so erschöpft gewesen, dass sie von selbst, was nur äusserst selten vorkam, ins Bett gegangen waren. Jonahs Mutter drückte sich mit letzten Kräften von der Küchenbank hoch, löschte sorgfältig die Kerze und griff nach ihrer dünnen Strickjacke. Sie musste noch kurz in ihren kleinen Vorgarten, um dem Gemüse etwas Wasser zu geben und die reifen Tomaten zu ernten. Erste Sterne leuchteten bereits vom Himmel herab, als Jonahs Mutter an der Hausseite den Eimer mit Regenwasser in die Hand nahm. Mit schlurfenden Schritten ging sie den kleinen Gartenweg entlang. Als sie den Eimer anheben wollte, hörte sie, wie jemand aus der anderen Hausseite stürmte. „Gut, dass ich sie Weib hier antreffe!“, polterte da Nachbar Bucher. Jonahs Mutter schloss ihre Augen. Nicht schon wieder. Sie musste einfach ruhig bleiben.

„Ihr hinterlistiger Sohn hat meine Tochter entführt. Sie ist weg. Verschollen. Seit zwei Tagen schon!“ Jonahs Mutter starrte den alten Herrn verdutzt und mit offenem Mund an. Jonah und Verena sollten zusammen fortgegangen sein – so einen Schwachsinn hatte sie schon lange nicht mehr gehört. Als sie vor lauter Erstaunen nichts erwiderte, knurrte der Alte weiter: „Ein christliches Mädchen in Gesellschaft eines jüdischen Jungen – ein Schande ist das. Eine Schande für meine ganze Familie!“

„Aber Ihre Tochter und mein Sohn kennen sich doch gar nicht. Und er ist sehr scheu und zurückhaltend, was Mädchen betrifft. Weshalb sollte er dann mit Verena weglaufen?“ Jonahs Mutter suchte stotternd nach Erklärungen. Sie durfte Bucher auf keinen Fall verraten, dass Jonah seit zwei Tagen verschwunden war. „Jugendliche sind blind vor Unvernunft oder gar Liebe – was weiss ich schon. Verena hat sich in letzter Zeit oftmals zurückgezogen und wirkte unnahbar. Ihr Sohn hat ihr sicher den Verstand geraubt.“ Bucher schüttelte drohend den Zeigefinger und machte schwankend einen Schritt vorwärts.

Jonahs Mutter hob schützend den Wassereimer vor sich. Bucher war im Dorf als einer bekannt, der gerne einmal ein Gläschen Wein oder Schnaps zu viel trank. Ihm war alles zuzutrauen. Fieberhaft suchte Jonahs Mutter nach einer Idee, Bucher zu beschwichtigen. Er durfte sich nur nicht noch mehr aufregen. Sie wählte ihre Worte daher mit Bedacht: „Haben Sie denn schon einmal bei ihren Freundinnen nachgesehen? Vielleicht ist sie bei einer anderen Familie untergekommen.“ „Bei einer anderen Familie? Weshalb sollte meine Tochter von Menschen fortgehen, die sie liebt? Oder wollen Sie etwa andeuten, dass es ihr nicht gefällt bei uns?“ Der alte Bucher schnaubte trocken. „Die Kleine sollte besser einmal schätzen, was für eine fürsorgliche Familie sie hat!“

Ihr Nachbar konnte auch alles falsch verstehen, dachte Jonahs Mutter genervt. Um den Konflikt zu stoppen, erklärte sie geduldig, dass sie diese Aussage nicht böse gemeint hätte. Es sei eine Tatsache, dass Jugendliche etwas mehr Freiheit und Raum für sich selber möchten. Aber mit Joseph Bucher war nicht zu diskutieren. Er beharrte stur auf seiner Meinung: „Meine Tochter wird nicht ungestraft davonkommen. Dem Weib muss man manchmal zeigen, wo es lang geht! Und sollte ich ihren Jungen mit ihr zurückkehren sehen, wird er es auch mit mir zu tun bekommen.“ Um seine Aussage zu unterstreichen, schlug er mit dem Stock heftig auf einen Stein.

Stumm den Kopf schüttelnd, wandte sich Jonahs Mutter wieder ihrem Gemüse zu. Sie hoffte, Bucher würde sich zurückziehen und die Lage sich so beruhigen,

wenn sie jetzt nichts entgegnete. Joseph Bucher, sichtlich gereizt, merkte, dass Frau Wyler ihn einfach zu ignorieren versuchte. Er räusperte sich laut, und war irritiert, dass Jonahs Mutter nicht einmal den Blick hob. Missgelaunt hinkte er zurück zu seiner Haustür. Jonahs Mutter wollte bereits erleichtert aufatmen, als Bucher abrupt stoppte. Seine Stimme gellte noch einmal durch die Dämmerung. „Es war ihr Sohn, der die schlaue Idee hatte, davonzulaufen. Dem werde ich es zeigen, sobald er mir über den Weg läuft!“ Sein Gesicht zitterte vor Wut und seine knorrigen Hände umklammerten fest seinen Gehstock. In diesem Moment griff seine Frau durch den winzigen offenen Türspalt nach seinem Arm und zerterte ihn energisch in die Wohnung. Jonahs Mutter hörte nur noch „Immer sind diese Juden schuld“, dann fiel die Tür mit einem lauten Knall ins Schloss.

Jonahs Mutter goss noch die restlichen Pflanzen, mit ihren Gedanken weit weg, und erntete zum Schluss einige weiche, dunkelrote Tomaten. Sie grübelte, was Jonah und Verena verbinden konnte und was die beiden wohl gerade machten und wo sie waren. Oder waren sie etwa gar nicht am gleichen Ort und Buchers These völlig aus der Luft gegriffen? Müde schlurfte Jonahs Mutter zurück ins Haus.

16

Jonah und Verena liessen Rümikon zufrieden hinter sich und setzten ihre Reise fort. Da sie ihr Rind verkauft hatten, kamen sie nun deutlich schneller voran. Sie wollten sich in Zurzach auf dem Markt wieder ein oder zwei Prachtstücke erstehen. Jonah war seit seinem ersten, erfolgreichen Handel nämlich überzeugt, dass der Viehhandel für ihn ein geeignetes Geschäft wäre. Nicht nur das Handeln und Feilschen konnte er sich vorstellen, sondern auch das Herumziehen von Hof zu Hof und von Markt zu Markt. Er konnte bereits besser verstehen, weshalb sich sein Vater mit Leib und Seele diesem Berufe verschrieben hatte.

Dunkle Wolken zogen allmählich über dem Rhein auf. Der Wind pfiß ihnen um die Ohren und in der Ferne war leise Donner zu hören. Jonah wollte unbedingt Zurzach erreichen, bevor ein Unwetter über sie hereinbrechen würde. Für kräftigen Regen waren nämlich weder er noch Verena ausgerüstet, und seit Rümikon hatte er am Wegrand keinen einzigen Schuppen oder Hof mehr erblickt. Mit den Händen tief in den Jackentaschen trotzten sie dem Wind und

kämpften sich vorwärts. Die bereits von den Bäumen gefallenen Blätter wirbelten vom Boden hoch, und die Äste bogen sich in alle Richtungen. Bald schon fielen grosse, schwere Tropfen vom Himmel. Der Himmel war pechschwarz, und der Donner kam immer näher. Fragend blickten sich Verena und Jonah an. Jonah erkannte die Angst in Verenas Augen sofort. Sie waren vor Entsetzen weit aufgerissen. Ohne Zeit zu verlieren, packte er das Mädchen beim Handgelenk und zog sie zum Waldrand auf der linken Seite des Weges. Unter einer stämmigen und knorrigen Eiche kauerten sich die zwei nieder und beobachteten, wie das Unwetter immer stärker zu toben begann. Auf Blitze folgten Donner um Donner, und der Regen prasselte erbarmungslos vom Himmel. Es war, als stritten sich die Engel im Himmel.

Während Jonah gebannt in den Regen starrte und sein Gesicht immer wieder von sekundenschnellen Blitzen erhellt wurde, vergrub Verena ihr Gesicht in ihren Händen. In ihrer Angst wirkte sie so jung und unschuldig. Jonahs Gedanken waren deshalb sofort wieder bei ihrem Gespräch von heute Morgen am Rhein. Wie sollte ihr Vater verstehen, dass er, Jonah, und seine Familie trotz ihrer Religion normale Menschen waren. Jonah überlegte und überlegte, kaute angestrengt auf seinen Fingernägeln herum und suchte krampfhaft nach einer Antwort. Auch als das Gewitter längst weitergezogen und der Regen in ein feines Nieseln übergegangen war, dachte er noch nach. Er kam zum Schluss, dass ein gemeinsames Essen den beiden Familien gut täte oder eine Teilnahme an je einem jüdischen und christlichen Fest. Denn bei solchen Anlässen würde man die Differenzen der beiden Religionen einmal miterleben können und merken, dass sie nicht grundverschieden waren. Die Frage war jedoch, wie der mürrische Bucher für so etwas zu begeistern war.

Als das Gewitter vorüber gezogen war, setzte schon bald die Dämmerung ein. Jonah machte sich Sorgen. „Meinst du, wir schaffen es bis nach Zurzach?“, fragte er Verena unsicher. „Sicher Jonah! Dank der unfreiwilligen Pause konnten wir uns etwas ausruhen und kommen jetzt sicher schneller voran.“

Nach einem kurzen Marsch erreichten die beiden den schmucken Markttort am Rhein. Sie zogen durch die Hauptgasse am Marktplatz vorbei, als Verena eine bäuerliche Gaststube erblickte. „Jonah, meinst du wir könnten uns eine Stärkung in diesem kleinen Gasthaus leisten? Ich bin so hungrig von der ganzen Reise.“ Für einen Moment zögerte Jonah, dann aber erinnerte er sich an die paar Münzen, die er eingesteckt hatte. „Ja, das Geld sollte reichen.“ Zusammen betraten sie die Stube durch eine schwere Eichentür. Der Innenraum war

spärlich mit Öllampen beleuchtet und am runden Tisch in der Ecke tranken ein Dutzend Männer zusammen Wein. Der Wirt warf Jonah und Verena einen gleichgültigen Blick zu, trottete aber trotzdem zu ihrem Tisch. „Was darf’s denn sein zur späten Stunde?“, brummte der Wirt. Verena säuselte mit ihrer zuckersüssen Stimme, um den Wirt zu besänftigen: „Wir nehmen zweimal die Wurst mit Kartoffeln und Wasser dazu.“ Kaum hatte sie den Satz zu Ende gesprochen, griff Jonah ein. „Tut mir leid, aber für mich nur die Kartoffeln ohne Wurst.“ Entschuldigend zuckte er mit den Schultern. Verena warf ihm einen verwirrten Blick zu. „Was ist los? Gestern Abend hast du doch auch Wurst gegessen.“ Jonah zuckte gleichgültig die Schultern. Schliesslich erklärte er Verena: „Die Wurst von gestern Abend war kosher. Ich hatte sie noch zuhause eingesteckt.“

Verena sah ihn mit grossen Augen an und hob prüfend ihre Augenbraue. „Was ist denn kosher?“ Jonah war erstaunt, dass die Christen diesen Begriff nur selten kannten. Geduldig erklärte er Verena, dass in der jüdischen Küche Fleisch- und Milchprodukte nicht vermischt werden dürften. Seine Mutter hatte ihm von Kindesbeinen an beigebracht, zwei verschiedene Messer zu benützen. Mit dem einen durfte er jeweils die Wurst schneiden, mit dem anderen den Käse. Ansonsten galt das Essen als *chasertrejffe*. „Fleisch gilt als kosher, wenn das Tier geschächtet wird, also wenn die Halsader durchtrennt und das Tier ausgeblutet wird“, schloss Jonah seine Erklärungen ab. Verena nickte nur stumm und erstaunt. Schweigend warteten sie auf ihr Essen.

„Dann hatte also Vater recht, als er sagte, die Juden würden anders essen als wir Christen.“ Plötzlich durchbrach Verena die Stille. „Ich habe ihm nie geglaubt. Schliesslich sah ich doch, wie ihr Tomaten erntetet oder wie ihr Kartoffeln heimschlepptet.“ Jonah wusste nicht, was er erwidern sollte. Er liess seinen Blick stur geradeaus ruhen. Dann kam das Essen.

Als sie die Gaststube verliessen, war es bereits stockdunkel. Der Mond verschwand gerade hinter vorbeiziehenden Wolken. Verena hatte ein mulmiges Gefühl im Bauch. Sie wusste, dass sie Jonah mit ihrer Aussage zuvor verletzt hatte. Wie sollte sie sich bei ihm entschuldigen? Sie lief kleinlaut neben ihm her und versuchte sich zu räuspern: „Jonah...“ Keine Reaktion. Entweder schien er sie nicht gehört zu haben oder er ignorierte sie absichtlich. „Jonah, ich muss dir was sagen.“ Sanft zog sie an seinem Arm. Zwei erwartungsvolle Augen blickten sie an. „Ich... ich möchte dir sagen, dass mir meine Bemerkung in der Gaststube

leid tut.“ Verena senkte ihren Blick und wagte nicht, Jonah anzusehen. Sie spürte, wie ihre Augen feucht wurden. Nur nicht weinen, dachte sie für sich.

Jonah liess sich Zeit mit seiner Antwort. Dann meinte er leise, dass alles in Ordnung sei und dass er eigentlich einen Hass auf Verenas Vater verspüre und nicht auf sie. Verena atmete auf und seufzte laut. „Ich dachte schon, du wärst mir jetzt böse.“ Langsam schüttelte Jonah den Kopf und setzte sich ins Gras. „Es ist nur so, dass wir irgendetwas ändern müssen, damit dein Vater meine Familie nicht länger als fremd betrachtet.“ Jonah besann sich kurz, doch dann sprudelten alle seine Gedanken aus ihm heraus. Er schilderte Verena die verschiedenen Ideen wie zusammen essen oder zusammen ein religiöses Fest feiern. „Am besten wäre es doch, wenn wir die andere Lebensweise besser kennenlernen würden.“

Verena nickte stumm. Sie war beeindruckt von Jonahs Willen. Der Wind liess die Blätter leise rascheln. Sie zweifelte nur an ihrem Vater. Würde er bereit sein und einwilligen? Würde er gemeine und kränkende Kommentare unterlassen können? Würde er wieder ihr alter Vater sein können? Nicht mehr so verbissen und gereizt?

17

Verena schreckte auf einmal aus ihrem Schlaf hoch. Etwas Weiches, Buschiges, Haariges strich sanft an ihrem Hals entlang. Vorsichtig schlug sie ihre Augen auf. Wo war sie denn überhaupt? Rechts von ihr war eine grosse Wiese mit einem kleinen Teich. Eine Katze schlich einsam über das saftige Grün. Verena selber sass an einen dicken Baum gelehnt im feuchten Gras. Wie war sie bloss hierhergekommen? Ihre Kleider waren feucht; sie musste wohl eingenickt sein. Aber wo steckte Jonah? Sie waren doch gestern gemeinsam durch den Marktflecken gezogen und hatten ernste Diskussionen geführt. Und jetzt war er auf einmal weg und sie ganz alleine. Verena seufzte tief und versuchte ihre aufsteigenden Tränen hinunterzuschlucken.

Jonah hatte Verena auf keinen Fall alleine lassen wollen. Doch sein Instinkt hatte ihn bereits früh morgens geweckt. Er wollte heute ein Vieh erwerben. Ein stolzes, schönes, kräftig gebautes Rind schwebte ihm vor. Ein Rind, welches er anschliessend teuer an einen Metzger oder Bauern weiterverkaufen könnte. Da

er von seinem Vater wusste, dass das Handelsgeschäft jeweils in aller Früh des anbrechenden Tages begann, war er also auf dem Weg zum Marktplatz von Zurzach. Von allen Seiten trudelten Bauern, Metzger, Schächter zusammen mit ihrem Vieh ein. Der Platz erinnerte Jonah an einen wirren Wollknäuel, den seine Schwestern zum Stricken benötigten. Vorsichtig kämpfte sich Jonah durch die Massen, ohne genau zu wissen, was er suchte. Er fragte sich, ob die Rinder und Kühe öffentlich versteigert werden würden oder ob er selbst zu einem Bauern herantreten müsste.

Verena hatte sich inzwischen etwas gefasst; ihr Schluchzen verstummte langsam. Sie strich sich energisch die Haare aus dem Gesicht und glättete mit der rechten Hand ihren Rock und ihre zerknitterte Bluse. Dann holte sie tief Luft und sprang auf ihre Beine. Sie war fest entschlossen, Jonah zu suchen. Weit konnte er noch nicht gekommen sein. Zurzach war zwar beträchtlich grösser als Lengnau, aber Jonah würde auch hier nicht unauffindbar sein.

Jonah versuchte immer noch vergeblich, sich auf dem Marktplatz zu orientieren. Inzwischen hatte er sich an das grosse Eingangsportal des Verenamünsters gelehnt und beobachtete das geschäftige Treiben. Seine Gedanken schweiften aber immer wieder ab. Ob Verena sein Fehlen bereits bemerkt hatte, fragte sich Jonah. Was würde sie wohl ohne ihn tun? Langsam begann er zu realisieren, dass sein Verhalten nicht angebracht und egoistisch war. Was, wenn Verena etwas zustossen würde? Unruhig trat er von einem Fuss auf den anderen. Als er es nicht mehr länger aushielt, beschloss er, Verena zu suchen. Ein Vieh würde er auch noch eine Stunde später kaufen können.

Verena wollte nicht blindlings loslaufen, sondern überlegte, wohin Jonah gegangen sein könnte. Da sie Zurzach kaum kannte, kamen ihr zwei Orte in den Sinn: die Gaststube, wo sie am Abend zuvor gegessen hatten, oder der Marktplatz. Verena glaubte noch zu wissen, wo sich das Gasthaus befand, und steuerte zielstrebig los. Doch schon bald wusste sie nicht mehr, aus welcher Richtung sie gekommen war und in welche Richtung sie gehen musste. Niedergeschlagen kauerte sie sich unter einem Torbogen zusammen und legte den Kopf auf ihre Knie. Minutenlang verharrte sie regungslos am Boden. Dann liess sie das Geräusch von Glocken aufschrecken.

Jonah rannte wie verrückt zurück. Sein aufmerksamer Blick spähte in jeden noch so engen Winkel, doch Verena schien wie vom Erdboden verschluckt. An ihrem gemeinsamen Schlafplatz erinnerte nur noch das plattgedrückte Gras daran,

dass Verena hier gegessen haben musste. Verzweifelt schlug Jonah die Hände vor sein Gesicht. Das durfte doch nicht wahr sein.

Verena versuchte auszumachen, aus welcher Richtung die Glockengeräusche kamen. Sie vermutete nämlich, dass die Glocken von den Rindern und Kühen auf dem Marktplatz getragen wurden. Wenn sie also diesen Geräuschen folgen könnte, würde sie früher oder später zum Marktplatz gelangen. Lautlos erhob sich Verena und ging mit gespitzten Ohren den Geräuschen entgegen.

Jonah hatte sich inzwischen wieder aufgerafft und setzte seine Suche fort. Er war total aufgelöst und seine Hoffnung, Verena zu finden, schwand von Sekunde zu Sekunde. Mit hängendem Kopf trottete er durch die Strassen zum Marktplatz zurück. Er blickte weder nach links noch nach rechts.

Verena konnte die Glocken immer deutlicher hören. Der Gestank der Rinder und Kühe lag bereits in der Luft, und auch die lauten Schreie der Händler konnte Verena verstehen. „Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten – verkauft!“ Das Handeln schien in vollem Gange zu sein. Verena erreichte die Hauptgasse, die direkt zum Markt führte. Ein scheinbar unbekannter Herr ging vor ihr her. Verena beschleunigte ihre Schritte und zog an ihm vorbei. Plötzlich spürte sie eine Hand auf ihrem Rücken.

Jonah hörte die lauten und eifrig diskutierenden Stimmen vom Marktplatz. Aber seine Vorfreude, die er noch am Morgen verspürt hatte, war wie weggeblasen. Er machte sich Vorwürfe und riesige Sorgen um Verena. Auf einmal überholte ihn eine junge Frau mit grossen Schritten. Erstaunt und neugierig blickte Jonah auf. Dieser braun-grüne Rock mit der Bluse kam ihm sonderbar vertraut vor. Hatte nicht Verena einen solchen getragen? Noch bevor er seine Frage zu Ende gedacht hatte, griff er nach der Schulter der Frau und blieb ruckartig stehen.

Verena drehte sich ebenso ruckartig um. Als sie in Jonahs vertrautes Gesicht blickte, brach sie erleichtert in Tränen aus. Jonah nahm sie spontan in den Arm und drückte sie fest an sich. „Ich glaube, ich bin dieses Mal derjenige, der sich entschuldigen muss.“ Beschämt blickte Jonah zu Boden.

Gemeinsam gingen sie zum Marktplatz. „Was nun?“, fragte Jonah. „Ich dachte, du wolltest ein Rind ersteigern. Nun hast du meine Unterstützung“, antwortete Verena aufmunternd. Jonahs Tatendrang kehrte zurück, und gemeinsam kämpften sich die beiden durch die Menge. Etwas abseits des Rummels entdeckten sie einen Bauern mit zwei Rindern und drei Kühen. Verena ging mutig auf ihn zu und fragte: „Wie viel willst du für dein Rind?“ Der Bauer guckte sie

zunächst verduzt an. Eine Frau auf einem Viehmarkt – das hatte er in den letzten Jahren noch nie erlebt. „300 Gulden, wert es Fräulein.“ Verena schenkte dem Bauern ein Lächeln und beugte sich zu Jonah. „Sind 300 Gulden viel oder wenig?“ Jonah wägte seinen Kopf hin und her und dachte nach. Schliesslich flüsterte er: „Ich weiss es nicht, Verena. Aber ich denke, wir sollten den Preis noch etwas runterhandeln.“ Nach kurzem Feilschen senkte der Bauer den Preis für das Rind auf 210 Gulden. Verena strahlte den Bauern an. „Wir nehmen das Tier.“

Der leicht verduzte Bauer übergab Verena den Strick für das Rind, und Jonah regelte das Geldgeschäft. Mit ihrem Rind im Schlepptau entfernten sich die zwei vom geschäftigen Treiben auf dem Marktplatz. „Das hast du sehr gut gemacht. Das hätte ich dir nicht zugetraut!“ Verena errötete etwas und entgegnete dann: „Das haben wir gemeinsam geschafft. Ohne dich hätte ich mich nie getraut.“ Jonah nickte stumm. Es wurde ihm bewusst, dass alleine vieles nicht gelingt. Das hatte dieser Morgen eindeutig gezeigt. Zusammen aber konnten sie viel erreichen, wenn sie wollten. Das stimmte ihn zuversichtlich für die Heimreise. Vielleicht würde es ihnen gemeinsam auch gelingen, den Familienstreit zu schlichten.

18

Am nächsten Morgen beschloss Jonah, die Heimreise anzutreten. Er dachte immer wieder an seine Mutter und fragte sich, wie es ihr wohl mit den beiden Mädchen erginge. Das schlechte Gewissen, sie so lange allein gelassen zu haben, nagte daher immer stärker an ihm. Er war der neue Versorger der Familie, und der Versorger musste sich um Mutter und Schwestern kümmern.

Als er Verena von seinen Aufbruchplänen erzählte, reagierte sie erstaunt. „Du willst gleich jetzt aufbrechen?“ Jonah nickte entschlossen mit dem Kopf. „Ich habe genug Zeit für mich und meine Gedanken gehabt. Meine Familie braucht mich wieder. Und heute ist auch noch Jentes Geburtstag.“ Natürlich verstand Verena Jonahs Anliegen, aber sie hatte Angst, heimzukehren. Zudem bedeutete ihr die Zeit mit Jonah viel. Sie hatte endlich wieder mit jemandem reden können, ohne ausgeschimpft zu werden. Sie hatte endlich wieder lachen können, ohne einen warnenden Blick erhalten zu müssen. Sie hatte endlich wieder sich selbst sein können.

Bald zogen die beiden los. Im Schlepptau hatten sie das gemeinsam ersteigerte Rind, welches ein sehr gemächliches Tier zu sein schien. Es knapperte lieber an jedem Grasbüschel entlang des Weges, anstatt neben Jonah und Verena her zu trotten. So kam das Dreiergespann nur langsam voran. Während Verena gelassen das Rind beobachtete, wurde Jonah immer ungeduldiger. „Ich zweifle langsam daran, ob wir ein rechtes Rind gekauft haben“, schnaubte er und schüttelte den Kopf. „Meine kleine Schwester geht ja schneller mit ihren kurzen Beinen.“ Wütend stampfte er mit seinem Fuss.

Verena hatte Jonah selten so ungeduldig oder aufgebracht erlebt. Er war normalerweise ruhig und sehr überlegt und wollte es immer allen recht machen. Als er nun aber genervt hin und her lief, zog Verena ihn am Arm und legte eine Hand auf seine Schulter. „Beruhige dich Jonah! Tiere haben nun mal ihren eigenen Willen.“ Jonah atmete geräuschvoll aus, blieb aber stehen und drehte sich um zu Verena. Ihre blauen, sanften Augen ruhten auf ihm. Er versuchte, sich zu beruhigen und regelmässig zu atmen. Langsam kehrte seine alte Gelassenheit zurück. Warum hatte er sich auch nur so aufgeregt wegen eines Rindes? Es gab nun wirklich grössere Probleme und Sorgen, dachte er mit einem Blick auf Verena. Bald würden sie nämlich wieder zuhause sein.

Nach einer Stunde gelangten die beiden oben auf dem Zurzacher Berg an. Dieser Berg stieg gleich ausserhalb des Fleckens steil an und war eine Qual für alle Händler und Tiere aus dem Surbtal, die vom Zurzacher Markt heimzogen. Zuerst wurde man immerhin mit einer tollen Aussicht belohnt. Verena liess sich auf einem runden Stein nieder und schloss verträumt die Augen. Jonah setzte sich neben sie, nachdem er das Rind an einem massiven Baum festgebunden hatte. Während die beiden sich ausruhten, zogen immer wieder Händler an ihnen vorbei. Jonah senkte stets den Kopf ein wenig und betete, dass ihn niemand erkennen würde. Er wollte nicht, dass irgendein Lengnauer Gerüchte über ihn und Verena in die Welt setzte, bevor sie zuhause ankommen würden.

Nach knapp zwei weiteren Marschstunden kamen die Dächer von Endingen in Sicht. Jonah erkannte gerade den Spitz der Synagoge, als Verena ihm zurief: „Dort drüben am Surbufer wohnt meine Tante.“ Jonah folgte Verenas ausgestrecktem Finger und erkannte ein kleines, etwas zerfallenes Haus mit einem angebauten Schuppen. „Meine Grosseltern wohnen auch in Endingen“, sagte Jonah erfreut.

Jonah erzählte Verena, dass er die *Schabbes* und Feiertage daher oft in Endingen oder bei anderem Verwandten in der Umgebung verbrachte. Die Familie hatte für Jonah und seine Eltern einen sehr hohen Stellenwert. Man bot seiner *Mischpoche* sofort Hilfe an, wenn diese benötigt wurde. Jonah kam aus dem Erzählen nicht mehr heraus. Er wollte Verena unbedingt einen Einblick in das jüdische Leben geben, gleichzeitig aber auch seine Nervosität wegen der bevorstehenden Heimkehr verdrängen. Am Schluss schilderte er sogar den Güllestreit seiner Grosseltern mit einem christlichen Aufseher. Grossvater hatte aus Versehen den Gülledeckel seines Nachbarn offen gelassen, als er den Mist seiner Schafe entsorgt hatte. Da der Aufseher den offenstehenden Gülledeckel als sehr gefährlich angeschaut hatte, brummte er Grossvater eine Busse auf. „Grossvater hat sie zähneknirschend bezahlt. Er wusste nämlich, dass die Christen für denselben Fehler höchstens ermahnt wurden.“ Verena guckte verwundert zu Jonah: „Aber warum denn?“ Jonah zuckte die Schulter. „Man knüpft den Juden bei jeder Gelegenheit Geld ab.“ Verena schaute nachdenklich in die Ferne.

19

Auch am Morgen des nächsten Tages gab es immer noch kein Anzeichen von Jonah. Wie lange er wohl geplant hatte, wegzugehen? Seine Mutter schüttelte müde den Kopf. Sie machte sich unglaublich grosse Sorgen um ihren Sohn und fragte sich, wie es ihm wohl geht. Was, wenn ihm etwas zugestossen ist? Sie hasste es, im Ungewissen zu sein. Sie konnte nur beten, dass er bald wieder munter und unversehrt zur Tür hereinmarschieren und sie anstrahlen würde.

Heute war ausgerechnet noch der Geburtstag von Jente. Es würde der erste ohne ihren Vater werden. Und Jonah fehlte auch. Jonahs Mutter schluckte schwer. Sie litt immer noch sehr unter dem Tod ihres Mannes. Täglich spürte sie, welch grosse Lücke er in der Familie hinterlassen hatte. Die Last auf ihren Schultern drohte sie zu erdrücken. Auch begann sie sich zu fragen, wie Jonah die Familie finanziell über Wasser halten sollte. Es war kein Leichtes, vier Personen zu ernähren. Das wusste Jonahs Mutter nur zu gut. Auch ihre Eltern hatten oft mit Geldproblemen gekämpft, da ihr Vater als Stoffhändler nur wenig verdient hatte. Ob Jonah wohl als Viehhändler taugen würde? Ihr Mann war ein sehr

guter Geschäftsmann gewesen. Stets hatte er die nötige Ruhe bewahrt und mit steinerner Miene verhandelt.

Gleichzeitig war Samuel Wyler aber auch ein Familienmensch gewesen. Er hatte Jente an ihrem speziellen Tag stets verwöhnt. Das lag daran, dass sie die Jüngste der Familie war. Das würde heute das erste Mal nicht mehr geschehen. Dabei hatte sich Jente so auf ihren fünften Geburtstag gefreut. Während sie gestern am Bach gewesen waren, war sie die ganze Zeit an Jonahs Mutter hochgesprungen und hatte übermütig gesungen: „Morgen werde ich fünf, morgen habe ich Geburtstag.“

Jonahs Mutter hatte nicht einmal Zeit gehabt, den Geburtstagskuchen für Jente zu backen. Dabei liebte die kleine Jente doch die helle Beerentorte, die es an jedem Fest gab. Frau Wyler war im Dorf bekannt für ihre guten Backkünste. Sie liebte es, süsse Überraschungen auf den Tisch zu zaubern. Deshalb schämte sie sich umso mehr, dass sie ihrer Tochter heute sagen musste, dass es keine Torte geben würde. Aber die letzten Tage waren so anstrengend gewesen. Neben den vielen Trauerbesuchen musste sie alle Arbeiten in Haus und Garten alleine erledigen. Dabei war auch ihr Schlaf viel zu kurz gekommen. Heute lag sie wieder seit sechs Uhr morgens hellwach in ihrem Bett und konnte kein Auge mehr zu tun. Sie war sich aber sicher, dass Jente nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. An ihrem Geburtstag war sie immer extra früh auf den Beinen und weckte das ganze Haus.

Keine halbe Stunde später klopfte es an der Tür, und Jente trat ein. Mit gekrausten Haaren und strahlenden Augen hüpfte sie zu Jonahs Mutter ins Bett. Diese nahm ihre Tochter liebevoll in den Arm und küsste sie auf die Stirn. „Alles Gute, meine Kleine!“ „Ich bin nicht mehr klein. Ich bin jetzt fünf“, erwiderte Jente sichtlich stolz. Mutter musste herzhaft lachen. Die Kinder wurden ja schnell älter und gross, aber so schnell, wie Jente das behauptete, auch wieder nicht.

Als Ersatz für die fehlende Geburtstagstorte schlug Jonahs Mutter spontan einen Ausflug an den Waldrand vor. Von dort hatte man einen wunderschönen Ausblick auf Lengnau. Obwohl Jente wegen des Kuchens zunächst sehr enttäuscht gewesen war, heiterte sich ihre Laune schnell wieder auf, als sie mit ihrer Schwester und ihrer Mutter loszog. Sie sprang voller Energie die Strasse entlang, wirbelte die Blätter am Boden auf und sammelte Kastanien. Stolz präsentierte sie ihre Funde ihrer Schwester, und die beiden tuschelten geheimnisvoll. Auch der Nebel löste sich auf, und die Sonne tauchte die Landschaft in ein herbstliches Licht.

Der Waldrand kam immer näher, und Sara und Jente rannten voraus, während Jonahs Mutter mit gemütlichen Schritten folgte. Hier draussen in der Natur konnte sie endlich mal ihre sorgenvollen Gedanken vergessen und einfach den Moment mit den Mädchen geniessen. Sie hielt kurz an und liess ihren Blick über das Tal schweifen. Sie bemerkte nicht, wie ihre beiden Töchter vor den Heidelbeerbüschen stehen geblieben waren. Abwechslungsweise steckten sich Sara und Jente die reifen, blauen Beeren in den Mund. Ihre Gesichter waren bereits nach wenigen Beeren blau verschmiert. Die beiden lachten verschmitzt.

Jonahs Mutter schlug im selben Moment die Hände über dem Kopf zusammen. Das durfte doch nicht wahr sein, dachte sie für sich. Den Juden war es strikt verboten, im Boowald oben Heidelbeeren zu pflücken. Wenn ein Christ aus dem Dorf sie dabei beobachten oder erwischen würde, drohte ihnen eine Busse von 10 Gulden. Sie drehte sich einmal um ihre eigene Achse. Kein Mensch war irgendwo auszumachen. Sie zögerte. Sollte sie den beiden Mädchen die Freude an den Beeren lassen? Es war schliesslich Jentes Geburtstag, und sie waren ganz allein hier am Waldrand. Wenn sie ihre Töchter jetzt zurechtweisen würde, wäre die schöne Stimmung verflogen. Und sie müsste den beiden wieder einmal mühselig erklären, dass den Juden auch das Beerenpflücken nicht gestattet war.

Schnell eilte sie zu Sara und Jente heran und schloss die beiden in die Arme. „Schmeckt es euch, meine Süssen?“ Noch mit vollem Mund bejahten die Mädchen diese Frage. Auch Jonahs Mutter steckte sich eine Beere in den Mund. Obwohl die Zeit der Heidelbeeren bald zu Ende ging, schmeckten die blauen Kugeln immer noch himmlisch. Sie setzten sich gemeinsam ins Gras, und Mutter flocht Sara und Jente zur Feier des Tages die Haare. Nachdem sie nochmals ein paar Heidelbeeren genascht und dann die blauen Spuren im Gesicht und an den Händen so gut wie möglich weggewischt hatten, traten sie kurz nach Mittag den Rückweg an. Zuhause wartete noch jede Menge Arbeit.

Auf dem Rückweg waren Sara und Jente nicht mehr so übermütig wie auf dem Hinweg. Wahrscheinlich hatten sie zu viele Beeren genascht. Jonahs Mutter musste die beiden immer wieder an die Hand nehmen. Schliesslich aber kam ihr Haus immer näher. Sara und Jente schmiedeten bereits Pläne, was sie zuhause zusammen spielen konnten. Doch noch ehe sie ihren Vorgarten betreten hatten, schallte Buchers rauchige Stimme aus dem Türrahmen. „Nicht schon wieder“, dachte Jonahs Mutter.

„Nah, hat es geschmeckt?“, fragte Bucher die beiden Mädchen höhnisch. Sara und Jente blickten ängstlich zu ihrer Mutter hoch. Sie verstanden natürlich nicht,

was ihr Nachbar meinte. Aber auch Mutter schwieg eisern. „Seid ihr jetzt auf den Mund gefallen? Raus mit der Sprache: Warum seid eure Mäuler so blau verschmiert?“ Bucher schnaubte empört und hob seinen Gehstock drohend an. Jente erwiderte daraufhin unschuldig: „Ich habe eine blaue Beere gegessen. Sie schmeckte so lecker.“ „Du und deine Schwester wisst aber schon, dass es euch Drecksjuden verboten ist, die Beeren zu essen. Die gehören uns Christen und nicht euch!“ Bucher machte einen Schritt auf die kleine Jente zu.

Jente klammerte sich aus Angst an Mutters Rock, entgegnete aber dennoch trotzig: „Ich habe heute doch Geburtstag.“ Diese Aussage brachte Bucher nur noch mehr in Rage. „Es interessiert mich nicht im Geringsten, ob du heute Geburtstag hast oder nicht. Es würde mich vielmehr interessieren, weshalb deine Mutter dich nicht davon abgehalten hat, Beeren zu essen. Sie sollte schliesslich wissen, dass das dem Judengesindel verboten ist.“ Jonahs Mutter zuckte teilnahmslos die Schultern. „Finden Sie das gerecht, dass uns Juden alles verboten ist? Und wie würden Sie einem fünfjährigen Kind erklären, dass es keine Beeren essen darf, die am Waldrand wachsen?“ Bucher lachte laut auf: „Das muss ich doch nicht wissen. Das ist euer Problem. Ihr seid die Juden hier! Auf jeden Fall zeige ich euch jetzt sofort an.“ Jonahs Mutter knirschte mit den Zähnen. „Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Sie sind und bleiben ein Drecksmensch!“

„Habe ich richtig gehört? Sie nennen mich einen Drecksmenschen? Das wird eure Familie noch bitter bereuen. Ich lasse mich doch nicht von Juden beleidigen!“ Schwankend bewegte sich Bucher vorwärts und kam immer näher an die drei Wylers heran. „Und wir lassen uns nicht von Christen täglich demütigen! Es reicht, dass mein Mann tot ist.“ Die rote Farbe im Gesicht von Jonahs Mutter wurde immer dunkler, doch Bucher meinte nur: „Er hat den Streit angezettelt, nicht ich.“ „Aber sie haben ihn mit ihrem widerlichen Verhalten dazu provoziert!“ Bucher schrie zornig: „In meinem Dorf darf ich tun und lassen, was ich will! Jetzt reicht es langsam!“ Er hob seinen Stock mit einer schnellen Bewegung in die Höhe und fuchtelte wie wild herum. Dabei traf er die kleine Jente voll am Kopf.

Jonahs Mutter bückte sich sofort zu ihrer Tochter, die heftig weinte. Eine kleine Wunde klaffte an ihrer rechten Schläfe. Sie blutete stark. Bucher hingegen zeigte nicht das kleinste Anzeichen von Reue. „Das geschieht euch Beeren-Dieben recht!“ Jonahs Mutter kochte innerlich. Zu streiten war das eine, aber ihre fünfjährige Tochter an ihrem Geburtstag mit einem Stock ins Gesicht zu

schlagen, das andere. Sie nahm Jente auf den Arm und Sara an die Hand und ging mit eiligen Schritten zur Haustür. Über die Schulter rief sie zornig und spöttisch zugleich: „Ich frage mich ja, ob ihre Religion solch ein Verhalten als gut und gerecht ansieht.“

20

Nach einer längeren Rast am Dorfrand von Endingen, nahmen Jonah und Verena das letzte Teilstück ihrer Reise unter die Füsse. Die Sonne zeigte sich scheu hinter den Wolken, und die letzten Nebelschwaden lösten sich auf. Der Weg nach Lengnau führte die beiden bald am Judenfriedhof vorbei. Jonah verlangsamte seine Schritte und drehte sich zu Verena um. „Ich möchte unbedingt zu meinem *Tatte*. Ich habe ihm so viel zu erzählen.“ Verena wusste, dass Jonah diese Zeit für sich und seinen Vater benötigen würde. „Ich warte hier draussen. Sag ihm einen lieben Gruss von mir.“

Als Jonah zurückkam, sah Verena sofort, dass er geweint hatte. Sie drückte sanft seine Hand und wischte ihm die Tränen aus dem Gesicht. „Und, was meint dein Vater?“, fragte Verena leise. Jonah lächelte und meinte ebenso leise: „Er findet es gut, dass wir Frieden mit deiner Familie schliessen wollen. Und er ist stolz darauf, dass mir der Viehhandel gefällt.“

Die ersten Häuser von Lengnau kamen näher. Auf den Feldern arbeiteten die Bauern von Unterlengnau. Gemischte Gefühle machten sich in Jonah und Verena breit. Angst und Freude zugleich. Nervosität ebenfalls. Wie würden wohl ihre Eltern reagieren? Jonah und Verena entschieden sich, nicht mehr nebeneinander herzugehen. Niemand sollte Verdacht schöpfen und die beiden argwöhnisch mustern. Da Jonah ohnehin noch das Rind in Meiers Stall bringen wollte, schlug er den Weg links der Surb ein, während Verena zunächst noch etwas zuwartete und dann auf der rechten Surbseite gerade auf das Dorf zulief. Sie hatten vereinbart, gleichzeitig an ihren Haustüren zu klopfen, sodass sich beide Familien im Vorgarten gegenüber stehen würden.

Vorbei an Kindern, die auf den Wegen spielten, an Frauen, die ihre Wäsche wuschen und an Katzen, die auf der Suche nach einer Maus durch das Gras streiften, erreichte Jonah den Stall, band das Rind fest und lief eilig zu seinem Haus. Niemand, weder bei der Familie Bucher noch bei Wylers, befand sich im

Vorgarten. Alles war ruhig. Jetzt sah er auch Verena um die Ecke kommen. Sie klopfen gleichzeitig an die beiden Türen. Nur Sekunden vergingen und aus den Türen stürzten die Familien der beiden.

Jonah wurde von seiner Mutter fast erdrückt, so froh war sie, ihren Sohn wieder zurückzuhaben. Auch seine Schwestern Sara und Jente sprangen wie verrückt an ihm hoch. „Er ist wieder da, Mutter!“ schrien sie im Chor. Jonah war fürs Erste erleichtert, dass sich seine Familie so auf ihn gefreut hatte. Er wusste, dass er mit Mutter noch ernsthaft würde reden müssen, aber im Moment verspürte er vollkommene Freude.

Auf der anderen Seite des Hauses war die Begrüssung alles andere als freundlich. Ein sichtlich gereizter Bucher stand im Türrahmen. „Du kleines Biest denkst, du kannst einfach davonlaufen und jetzt wieder auftauchen, als wäre nichts gewesen?“ Drohend wirbelte er seinen Gehstock durch die Luft. Verena schreckte ängstlich zurück und schaute hilfesuchend zu ihrer Mutter. Bucher war inzwischen auf die Szene, die sich an der anderen Haustür abspielte, aufmerksam geworden. Als er Jonah inmitten der drei Frauen entdeckte, zählte er schnell eins und eins zusammen. „Hat' ich doch recht, dummes Weib! Dein Sohn hat meine Tochter verführt und sie auf dumme Gedanken gebracht.“ Buchers Stimme schallte quer über den Garten und riss Jonah und seine Familie aus der freudigen Umarmung.

Jonah blickte verdattert zu seiner Mutter, die so verängstigt wirkte, dass sie zu zittern begann. Sie brachte keinen Ton über ihre Lippen, obwohl diese bebten vor Wut. Bucher hingegen polterte weiter gegen Jonahs Mutter: „Du weisst, was jetzt kommt. Deinen Sohn knöpfe ich mir höchst persönlich vor. Und dann wird meine Tochter für ihre Unvernunft büssen.“ Jonah suchte Verenas Blick. „Was ist hier los?“

Mutig und mit verschränkten Armen trat er vor den jähzornigen Bucher. Er wollte gerade das Wort ergreifen, als er aus dem Augenwinkel bemerkte, dass Verena dasselbe tat. Tapfer stellte sie sich neben Jonah und gegen ihren Vater. „Wissen Sie überhaupt, was Sie hier tun?“ Jonah versuchte das Beben in seiner Stimme zu überspielen. „Sie machen nicht nur meiner, sondern auch ihrer Familie das Leben schwer. Fragen Sie doch mal ihre Tochter, ob sie sich bei Ihnen wohl fühlt?“ Bucher ging nicht auf Jonahs Frage ein, sondern schnaubte nur laut vor Ärger.

„Reicht es nicht, dass mein Vater lhretwegen tot ist? Wollen Sie weiterhin Streit zwischen unseren Familien? Wir haben Ihnen nichts, rein gar nichts, zuleide getan.“ Bucher rang nach Luft: „Erstens hast du meine Tochter entführt und zweitens seid ihr Juden!“ Sein Kopf lief blutrot an, und Schweiss trat ihm aus der Stirn. „Erstens ist Ihre Tochter freiwillig mit mir mitgekommen. Ich habe sie mit keinem Wort dazu gezwungen. Aber offensichtlich gefiel es ihr zuhause nicht mehr! Zweitens gibt es Hunderte andere Juden in diesem Dorf. Und diese anderen Juden können auch in Frieden neben Christen wohnen. Aber Sie, Sie sind einfach unmöglich!“

Joseph Bucher fixierte nun seine Tochter. „Verena, hat er dich wirklich nicht zum Mitgehen gezwungen? Sprich sofort!“ Verena hatte all ihre Ängste vergessen und entgegnete: „Nein, hat er nicht! Ich wollte weg. Du bist immer wütend und schreist Mutter an. Und Jonahs Familie stellst du nicht nur immer bloss, sondern du zerstörst sie sogar.“ Nicht nur Bucher war sprachlos und wusste für einmal nichts zu entgegnen; auch Jonah hatte es vor lauter Bewunderung die Sprache verschlagen. Doch Verena fuhr fort. „Familie Wyler ist jüdisch. Das heisst aber noch lange nicht, dass Juden nicht auch Menschen sind, mit denen man in Frieden leben kann. Ja, sie sind anders, haben andere Bräuche und Regeln und glauben an andere Dinge. Trotzdem respektieren sie unsere Kultur, die ihnen fremd ist, und sind gar bereit, diese kennenzulernen.“ Bucher schnitt seiner Tochter abrupt das Wort ab: „Hoffentlich respektieren die unsere Kultur. Sie sind schliesslich hierhergekommen!“

„Vater, sie dürfen nur noch hier leben. Stell dir vor, man würde dir sagen, wo du wohnen müsstest und du wärst nicht mehr frei. Das ist kein einfaches Leben! Auf jeden Fall habe ich in den letzten Tagen viel mit Jonah diskutiert. Wir möchten, dass du dich mit seiner Familie versöhnst und den Wylers den Respekt entgegen bringst, den sie verdient haben. Das ist das Mindeste, was du tun kannst. Ihr geliebter Vater und Mann wird deinetwegen nicht mehr zurückkehren.“ Einen Moment lang war es totenstill. Verena wollte ihrem Vater nicht in die Augen sehen. Sie fürchtete, abgrundtiefen Hass darin zu erkennen. Ängstlich suchte sie Jonahs Hand und drückte sie fest. „Was hast du sonst noch alles mit deinem Jonah besprochen?“ Der Spott in Buchers Stimme war nicht zu überhören. Als Verena nichts entgegnete, sprang Jonah für sie ein: „Zu Ihrer Information: Sie ist nicht „meine“ Verena und ich bin nicht „ihr“ Jonah. Und nicht auf die Vorschläge und Ideen ihrer Tochter einzugehen, zeugt keineswegs von Anstand. Sie kämpft nämlich dafür, dass Ihr Familienleben wieder so harmonisch wird wie früher. Sie hat noch nicht aufgegeben. Also gehen Sie auf ihre Tochter ein!“

„Ich denke nicht daran“, zischte der Alte zwischen seinen Zähnen hindurch. „Von meiner fünfzehnjährigen Tochter lass ich mir doch nichts vorschreiben. Und schon gar nicht, wenn sie ein Jude dazu inspiriert hat.“ Auf einmal passierte etwas Unglaubliches. Frau Bucher, Verenas Mutter, löste sich aus dem Schatten ihres Mannes und trat neben Verena und Jonah. Mit dünner Stimme sagte sie zu ihrem Mann: „Doch, du nimmst jetzt deine Tochter ernst. Wenn nicht, dann sind wir beide bald weg.“ Schützend legte sie einen Arm um ihre Tochter. Verena schluchzte und schaute bewundernd zu ihrer Mutter hoch. Niemals hätte sie von ihrer schüchternen Mutter eine solche Reaktion erwartet. Auch Jonahs Mund stand offen.

Plötzlich begann sich auch Jonahs Mutter zu räuspern und stellte sich neben Frau Bucher. „Sie haben die Wahl. Meine Familie ist gerne bereit ihrer Familie unser Leben und unsere Bräuche zu zeigen. Bald ist zum Beispiel das jüdische Neujahrsfest *Rosch Haschana*. Im Gegenzug halten Sie sich aber sofort zurück. Ich will meine Töchter nicht ihretwegen ein zweites Mal weinen sehen. Das Schönste, was wir für meinen verstorbenen Mann tun können, ist, in Frieden zusammenzuleben. Keiner erwartet von Ihnen, Herr Bucher, dass wir Freunde werden. Aber Nachbarn sollten in Frieden zusammenleben können, unabhängig davon, welcher Religion sie angehören.“

Jonah war froh, dass seine Mutter so dachte wie er. Sie hatte gar denselben Vorschlag gebracht, den Jonah Verena unterbreitet hatte. Doch was würde Bucher dazu meinen? Alle starrten Bucher an, der sprachlos schien und seinen Blick absichtlich abschweifen liess. Der Druck, der auf ihm lastete, war enorm. Nach endlos scheinendem Schweigen schüttelte er schliesslich den Kopf. „Ich glaube, meine beiden Frauen spinnen.“ Sein Kopfschütteln wollte und wollte nicht aufhören. Die Ungläubigkeit stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Bucher schien die Situation, in die er sich manövriert hatte, zu verstehen. Das Problem war aber, dass er nicht verstehen wollte. Trotzig wie ein kleines Kind beschimpfte er im Wechsel die Juden, seine Tochter, seine Frau und gar den toten Samuel Wyler. Er quengelte und schrie, doch alle ignorierten ihn. Schliesslich hinkte er gestützt auf seinen Stock zum Gartentor, stiess es mit einem lauten, scheppernden Knall auf und humpelte die Strasse hinunter. Dann war es still.

Verena und ihre Mutter kehrten zurück in ihr Haus. Sie hofften, dass sich ihr Mann und Vater beruhigen und wieder zu Vernunft kommen würde. Auch Jonah zog seine Schwestern und seine Mutter in ihre Wohnung. Erst jetzt merkte er,

dass er seiner kleinen Schwester noch gar nicht zu ihrem Geburtstag gratuliert hatte. Er hob Jente hoch und wirbelte sie durch die Luft. Dann griff er in die Tasche seines Mantels und zog einen kleinen, glitzernden Stein heraus. „Denn habe ich gestern für dich gefunden.“ Jente strahlte. Auch Jonahs Mutter legte ein kleines Päckchen vor Jente ab. Ein selbst gestricktes Halstuch befand sich darin.

Während die beiden Mädchen zusammen zu spielen begannen, setzten sich Jonah und seine Mutter an den grossen Tisch. Jonah erfuhr von seiner Mutter vom Zwischenfall von heute Mittag, als sie einmal mehr von Bucher blossgestellt worden war. Er hatte Jente gar geschlagen. Mutter fürchtete sich vor Bucher. Deshalb hoffte sie, dass diese Streitereien endlich ein Ende nehmen würden. Jonah stimmte ihr zu. Dann erzählte er ihr alles, was er in den letzten Tagen erlebt hatte. Zum Schluss entschuldigte er sich auch kleinlaut bei seiner Mutter. „Ich weiss, dass es nicht recht war, einfach davonzulaufen. Ich hätte es dir sagen sollen.“ Seine Mutter lächelte. Sie war so froh, dass ihr Sohn endlich wieder zuhause war. Obwohl er nur drei Tage weg gewesen war, hatte sich diese Zeit ohne Jonah wie eine Ewigkeit angefühlt.

Nachdem die Familie Wyler ein feines Nachtessen genossen hatte, setzte sich Jonah mit seinem Tagebuch auf die Ofenbank und begann das in den vergangenen Tagen Erlebte niederzuschreiben. Sein Stift glitt über die Seiten. Jonah wusste seinem Tagebuch so viel zu erzählen.

Wie es wohl Verena und ihrer Mutter geht? War Bucher schon aus dem Dorf oder von irgendeiner Kneipe heimgekehrt? Geräusche hatte Jonah von der anderen Seite der Wand noch keine gehört. Alles schien ruhig, als es auf einmal klopfte. Jonah erhob sich sofort und steuerte auf die Türe zu. Verena. „Ich wollte dir nur noch kurz etwas erzählen.“ Jonah wollte sie hineinbitten, doch sie winkte ab. „Es dauert bestimmt nicht lange. Meine Vater ist vorhin zurückgekommen.“ Jonah war neugierig. Verena schilderte ihm kurz und knapp, dass er ganz ruhig zur Tür hereingekommen wäre und sich stumm an den Küchentisch gesetzt hätte. „Dann hat er sich entschuldigt.“

„Entschuldigt?“, rief Jonah vor lauter Erstaunen. Niemals hätte er Bucher zugetraut, dass dieser seine Fehler einsehen und Reue zeigen könnte. Auch Verena war überrascht gewesen. Offenbar hatte ihr Vater im Gasthaus ein Gespräch mit einem Juden gehabt. Dieser hätte gesagt, dass man mit seinen Mitmenschen in Frieden leben sollte und dass Streiten nichts bringen würde. Bucher hätte zuerst nicht gemerkt, dass er mit einem Juden diskutiert hatte und

war daher sehr überrascht gewesen, dass man sich so gut mit Juden unterhalten konnte.

Jonah starrte in die dunkle Nacht hinaus und schüttelte ungläubig den Kopf. Trotzdem verspürte er bereits eine leise Hoffnung, dass sich Joseph Bucher bessern könnte. Er wusste zwar noch nicht wie und wann, aber es schien möglich zu sein. „Ich hoffe, mein Vater hat sich den Rat dieses Juden zu Herzen genommen.“

„Gute Nacht, Jonah!“ Bevor sie mit schnellen Schritten in der anderen Haustür verschwand, rief Jonah: „Warte!“ Verena hielt einen Moment inne und drehte sich zu Jonah. „Schau zu den Sternen. Mein *Tatte* liebte die Dunkelheit und die Nacht. Ich aber fürchtete mich. Doch eines Tages verstand ich, warum *Tatte* die Nächte liebte.“ „Wegen der Sterne“, flüsterte Verena andächtig.

Jonah schwieg und nickte langsam. „Er hat mir immer wieder gesagt, dass die Seele nach dem Tod in den Himmel aufsteigt und das Leben dort oben weiterleuchtet. Und dass er selber einmal der hellste Stern sein möchte, damit wir ihn jede Nacht sehen können.“

Verena deutete auf einen grossen, hellen Stern am Nachthimmel. „Sieh Jonah, dein Vater strahlt heute Nacht besonders hell – vor Freude und Stolz.“

Epilog

Liebes Tagebuch

29. September 1848

Bald ein Jahr ist nun seit jenem Abend vergangen, als ich mit Verena draussen im Garten stand und Vater mich von hoch oben herab angestrahlt hat. Sein heller Schein war ein gutes Zeichen gewesen. Vieles ist in den letzten Wochen und Monaten passiert. Ich zog regelmässig mit dem Vieh los und versuchte, mich als Händler zu behaupten. Nicht immer glückten meine Geschäfte, doch ich kann mich nicht beklagen. Das Geld reichte den ganzen Winter über so, dass wir bei den Christen Milch und Kartoffeln und genug Holz für den Ofen kaufen konnten. Das Wetter setzte mir allerdings sehr zu. Die garstigen Winde und der Frost am Morgen waren manchmal unerträglich, und ich fror oft. Mit dem Frühling wurden die Tage wieder heller und länger, und auch die Geschäfte liefen besser. Jente und Sara besuchen mit Freude und Elan die Schule. Und auch Mutter geht es wieder besser. Sie kann nun besser mit Vaters Tod umgehen und lacht wieder öfters.

Auch Joseph Bucher hat sich verändert. Nur noch selten ist ihm in letzter Zeit eine gemeine Bemerkung über die Lippen gekommen, auch wenn er sich manchmal sehr zusammenreissen muss. Ich erkenne das jeweils an seinen zusammengepressten Zähnen und einem leisen Zischen. Doch seine beiden Frauen werden ihm wohl genug ins Gewissen geredet haben, sodass er sich sehr zurückhält. Verena und ich treffen uns ab und zu im Garten oder auf den Feldern ausserhalb des Dorfes und tauschen Neuigkeiten aus.

Gestern begann das Laubhüttenfest. *Sukkot*. Wie jedes Jahr haben alle jüdischen Familien in ihrem Garten eine Hütte aus Holz gebaut, in der sie während der sieben Tage ihre Mahlzeiten essen werden. Das Fest erinnert an den Auszug aus Ägypten. Auch Sara und Jente wollten unbedingt eine Laubhütte bauen. In den letzten Jahren hatte jeweils Vater das Holz beschafft und die ganze Arbeit übernommen. Jetzt war ich an der Reihe. Doch als ich das Haus verlassen wollte, um Holz zu besorgen, blieb ich vor Überraschung im Türrahmen stehen. Auf der Treppe lagen fein säuberlich aufgereiht dicke und dünne Äste und Blätter. Ich wollte gerade danach greifen, als Verena und ihr Vater um die Ecke kamen. In beiden Händen hielten die beiden weitere Äste. Joseph Bucher brummelte, dass er gedachte hatte, er könnte uns bei unserem Fest behilflich sein. Verena neben ihm strahlte über das ganze Gesicht. Ich konnte nicht anders, als ihr Lächeln zu

erwidern und verdattert danke zu stammeln. Endlich waren wir am Ziel angekommen.

Innert kurzer Zeit stand die *Sukkah*. Heute Abend kommt die ganze Familie Bucher zum Festessen. Ich habe sie eingeladen. Christen und Juden werden endlich gemeinsam am Tisch sitzen statt zu streiten.

Liebe Grüsse

Dein Jonah

Glossar der jiddischen Ausdrücke

<i>angeschickert</i>	angetrunken
<i>Beheijme</i>	Vieh, Kuh
<i>chasertreijfe</i>	nach den Speisegesetzen unrein
<i>Chawer m., pl. Chawerim</i>	Kollege, Freund
<i>Godelkum</i>	Willkommen!
<i>Goi m., pl. Goijim</i>	Nichtjude
<i>Jiskor</i>	Gebet für die Verstorbenen
<i>Kaddisch</i>	Totengebet
<i>krechzen</i>	ächzen, stöhnen, klagen
<i>Lewaje</i>	Beerdigung
<i>Masel tow</i>	Viel Glück!
<i>Mazze</i>	ungesäuertes Brot, das an Pessach gegessen wird
<i>Mechile Braje</i>	Totenabbitte
<i>Menuuche</i>	Ruhe
<i>Mesusa</i>	Kapsel mit Bibelversen, die am Türpfosten befestigt wird
<i>meschugge</i>	verrückt
<i>Mikwe</i>	rituelles Tauchbad
<i>Mischpoche</i>	Familie
<i>Pessach</i>	Passahfest
<i>Rachmones</i>	Mitleid
<i>Raw m., pl. Rabbonim</i>	Rabbiner
<i>Rosch Haschanah</i>	jüdisches Neujahrsfest
<i>Schabbes</i>	Sabbat
<i>Schadchen m. pl. Schadchonim</i>	Heiratsvermittler

<i>Schidduch</i>	vermittelte Ehe
<i>Schulächem</i>	Frieden sei mit euch!
<i>Sukkah</i>	Laubhütte
<i>Sukkot</i>	Laubhüttenfest
<i>Tatte</i>	Vater
<i>Zore</i>	Sorge, Ärger